



Ernst Kübnert
Künstlerstreifzüge
durch Reval.



Ernst Kühnert

Künstlerstreifzüge
durch Reval.

Mit zwanzig
Zeichnungen
des Verfassers

Verlag Kluge & Ströhm, Reval
1909.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vorwort	5
Vom künstlerischen Sehen	7
Orientierender Überblick vom St. Olai-Turm	23
Der Dom	35
Die untere Altstadt	51
Die Vorstädte	107
Revals Friedhöfe	129
Katarinental und St. Brigitten	139
Schlußbetrachtungen	152

Abbildungen.

	Seite
1. Häusergruppe aus der Breitstraße	7
2. St. Olai, von den Strandpforten-Anlagen gesehen . .	23
3. Der Lange Hermann	35
4. Domkirche	45
5. Ausblick vom Dome	47
6. Kik in de Kök	49
7. Stadtwage am Großen Markt	51
8. Partie zwischen Kloster und Strandpforte	83
9. Große Strandpforte mit der Dicken Margarethe . .	85
10. St. Olai von der Kl. Strandpforte	87
11. Interieur der St. Nikolai-Kirche	99
12. Kik in de Kök von der Ritterstraße	103
13. St. Nikolai	105
14. Vorstadthaus	107
15. Patkulgraben	127
16. Portal der Brigittenruine	129
17. Katarinentalscher Stand	139
18. Ruine des Brigittenklosters	147
19. Blick in die alte Poststraße	152
20. Schematische Darstellung der Altstadt Revals . . .	163



Vorwort.

Eine streng wissenschaftliche Beschreibung einer Stadt und ihrer Architekturen vermag nur schwer in weitere Kreise zu dringen und das Interesse des großen Publikums wachzurufen. Das nüchterne Registrieren der Kunstdenkmäler mit Angabe möglichst vieler Jahreszahlen wirkt auf den Nichtfachmann ermüdend und wird es nicht erreichen, die architektonischen Zeugen vergangener Epochen seinem Herzen, seinem Gemüte näherzubringen.

Vorliegendes Büchlein will nun eine Anregung zum künstlerischen Genießen Revals geben und befaßt sich mit historischen Angaben nur soweit, als diese zum Verständnis der Bauwerke unbedingt notwendig sind; es soll den Fremden auf das Charakteristische in der Erscheinung Revals hinweisen und ihm eine gebührende Wertschätzung dessen, was er hier sieht, ermöglichen, er soll aber auch den, der diese stolze Ostseestadt seine Heimat nennt und, was leider häufig vorkommt, durch die Gewöhnung gegen die Reize seiner Vaterstadt gleichgültig geworden ist — von neuem auf die Schönheit, die ihn täglich umgibt, aufmerksam machen, ihm helfen,

ein persönliches Verhältnis zur Kunst Alt-Revals anzubahnen und ihn, zur Förderung der Kultur des Sichtbaren und des Heimatschutzes, für die Reihen der Kämpfer zur Erhaltung des schönsten, charaktervollsten Stadtbildes der Ostseeprovinzen anwerben.

Eine besondere Aufmerksamkeit ist den Fragen des künstlerischen Städtebaues zugewandt worden, die wir an den alten Platz- und Straßenanlagen vortrefflich studieren können. Die Prinzipien des künstlerischen Sehens, die das erste Kapitel behandelt, sollen zum selbständigen Naturstudium anregen und helfen, die Streifzüge durch die alte Hansastadt und ihre freundliche Umgebung möglichst genußreich zu gestalten.

Charlottenburg, im Januar 1909.

Ernst Kühnert.



Abbildung 1

Vom künstlerischen Sehen.

Die Fähigkeit, rings in der umgebenden Natur nicht ein wirres Durcheinander von Formen, Linien und Farben zu sehen, sondern harmonisch wirkende Bilder seinem Erinnerungsschatze einzuverleiben — ist nicht ein ausschließlicher geistiger Besitz der Künstlerschaft — nein — ein jeder, mit normalem Sehvermögen ausgerüstete Mensch vermag sie bis zu einer gewissen Stufe der Vollkommenheit auszubilden, ohne daß er dabei zur künstlerischen Reproduktion des Gesehenen, zur schöpferischen Tätigkeit, berufen zu sein braucht.

Unsere Umgebung ist in den weitaus meisten Fällen nicht so beschaffen, daß unser Auge ihr Dasein einheitlich, mühelos und ohne intellektuelle Anstrengung aufzufassen vermag — es wird geblendet durch den übergroßen Reichtum an Detailformen und Farbennüancen in tausendfältigen Variationen. Erst durch bestimmte Umgestaltungen können wir die Auffassung der Erscheinungen zu einem intensiven, klaren und ruhigen Genuß umschaffen; die Aufgabe des Künstlers ist es nun, dem Laien diesen Genuß zu ermöglichen, indem er ihm die, für die Bedürfnisse des Auges umgestalteten, Natureindrücke in seinen Bildern, in seinen Plastiken vorführt. Es ist für die Verbreitung künstlerisch-ästhetischer Kultur von größter Wichtigkeit, daß die weitesten Kreise des Publikums sich darüber Klarheit schaffen, was die Kultur des Auges fordert, und daß alle ein möglichst eingehendes und feinfühliges Verständnis für die künstlerisch-produktive Tätigkeit erwerben durch den Versuch, sich die Welt mit dem Interesse des Künstlers anzusehen. Man wird auf diesem Wege dazu gelangen, dem Verkehr mit Kunstwerken denjenigen vertieften Inhalt zu geben, der sich einzig und allein auf die Erkenntnis des innersten Wesens künstlerischer Tätigkeit gründet und wird dabei auch die Fähigkeit des selbständigen künstlerischen Sehens in sich entwickeln.

Die Grundbedingung für die Technik dieser Kunst ist das Sehen-Wollen, denn ohne die ernste Absicht, seinen Anschauungskreis durch Naturein-

drücke zu bereichern, wird niemand dazu gelangen, einen wirklichen Genuß im Schauen zu finden. Daß der „Wille zum Sehen“ bei der weitaus größten Anzahl der Durchschnittsspaziergänger gar nicht existiert, ist eine Tatsache, die wir auf Schritt und Tritt beobachten können. Völlig interesselos gehen die meisten am großartigsten Architekturbilde einer alten schönen Stadt vorüber, oder bewegen sich teilnahmslos in der schönsten landschaftlichen Umgebung; selbst auf dem reinen Erholungsspaziergang können sie sich nicht von ihren kleinlichen Tagesorgen und Geschäftsspekulationen emanzipieren, und man sieht es ihnen an, daß ihre Gedanken noch immer im dumpfen Bureau weilen, während sie schon längst freien Himmel über sich haben. Andere gehen völlig im Gespräch mit ihrem Begleiter auf, oder achten mit zärtlicher Aufmerksamkeit auf die Asche ihrer Zigarre; sie alle bringen von ihren Spaziergängen nichts mit, als eine gewisse Müdigkeit in den Beinen, während jeder, der mit Bewußtsein einige der unendlich mannigfaltigen Reize der Natur in sich aufgenommen hätte, innerlich erquickt und bereichert durch subtile, einzigartige Eindrücke der Freude heimgekehrt wäre. Die Empfänglichkeit für derartige Eindrücke steigert sich und gewinnt an Fülle und Tiefe, je mehr wir uns daran gewöhnen, alle Dinge bewußt sehend zu betrachten; nach und nach lernen wir es, die ganze komplizierte Physiognomie der uns umgebenden Natur, das Erdantlitz mit seinem unerschöpflichen Formenschatz, aufzufassen

und zu verstehen, wir werden den Linien des felsigen Höhenzuges und des meerumspülten Ufers nachspüren, werden die grünenden Wiesen und die unendlichen Wasserflächen mit allem, was sie belebt, werden die tausendfältigen Formen der Pflanzen und Tiere mit Genuß wahrnehmen. Kein Gegenstand darf uns zu gering erscheinen, kein dürres Heideland zu arm, kein Hüttchen zu unbedeutend, wir müssen allem und jedem Reize, wenn auch bescheidener Natur, abzugewinnen suchen und uns in dieser Beziehung ein Beispiel am Künstler nehmen.

Ob der sich nun in einer großen Landschaft ergeht, oder die schmalen Winkelgäßchen eines kleinen Städtchens durchwandert, stets und überall wird sein Auge aufmerksam beobachtend, feinfühlig, langsam, eindringlich und liebevoll über Formen und Farben gleiten, hier von einem hübschen Detail gefesselt werden, und dort wiederum nur das große Ganze sehen; hier wird er hauptsächlich die Silhouette gleichsam mit dem Auge abtasten — und dort nur Farbenakkorde aufnehmen und auf sich wirken lassen.

So ist dem Künstler jeder Spaziergang ein erlesener Genuß — ob ihm nun sein Pfad durch rauhes Bergland oder üppige Wälder führt, ob die Sonne von wolkenlosem Sommerhimmel glühende, zitternde Strahlen sendet — oder ob bläulicher Herbstduft die rotgoldenen schimmernden Bäume mit sanftem Schleier einhüllt. Die sich abwechselnden Jahreszeiten mit ihren mannigfachen Nüancen, was

Luft und Licht anbetrifft, sowie die vom frühen Morgen bis zum späten Abend sich ununterbrochen verändernde landschaftliche Stimmung — sorgen dafür, daß dem Künstler das Beobachtungsmaterial nie ausgeht und die Zahl der Natureindrücke ins Unendliche anwächst. Seine Beobachtungen sammelt der Künstler entweder in seinen Skizzenbüchern — oder direkt im Gedächtnis an; so ist es von Böcklin bekannt, daß er nur selten Naturstudien zeichnete, sondern sich lediglich auf sein, durch unermüdliches, intensives Naturbeobachten, stark ausgebildetes künstlerisches Gedächtnis verließ. Beim Schaffen schöpfte er dann aus dem Schatze der aufgespeicherten Erinnerungsbilder — und hat aus diesen heraus Werke geschaffen, die, was naturalistische Durchbildung verschiedener Einzelheiten anbelangt — ihresgleichen suchen.

Für jeden Gebildeten hat das scharfe, bewußte Beobachten, bei dem man sich vom Gesehenen bis ins Einzelne Rechenschaft ablegt, und das völlig objektive, unvoreingenommene Sehen, bei dem eine selbständige Stellungnahme beim Herantreten an den Gegenstand Grundbedingung ist, — eine nicht genug zu betonende Bedeutung, da nur dadurch die zahlreichen Mißverständnisse zwischen Künstler und Publikum beseitigt werden. Die selbstgeschaffenen Erinnerungsbilder gewähren jedem die höchste Befriedigung, durch sie gewinnt man ein intimes, persönliches Verhältnis zum Kunstschaffen im allgemeinen, wie zu demjenigen seiner Zeit im besonderen

und lernt es, dem Streben und Schaffen des Künstlers ein vertieftes Verständnis entgegen zu bringen. Welch einen hohen ästhetischen Genuß wird es jedem bereiten, beim Betrachten eines Gemäldes — eine Farben- oder Lichtstimmung, die er selbst in der Natur so oft beobachtet hat, vom Maler abgeklärt und geläutert wiedergegeben zu sehen!

Das bewußte, aufmerksame Beobachten ist somit die wichtigste Vorbedingung, ohne die das künstlerische Sehen nicht zustande kommen kann; dann muß aber noch eine gewisse intellektuelle Arbeit hinzutreten, um es vollkommen zu machen. Hierher gehört vor allem das Schaffen eines Gedankenmittelpunktes und ein Analysieren der Stimmung des Bildes, die entweder allein in der linearen Konstruktion, den plastischen Formen, der Farbe — oder im Zusammenwirken dieser Faktoren begründet sein kann. Auch perspektivische Studien können vom Laien in der Natur leicht gemacht werden und gehören mit zur Ausbildung der Fähigkeit des künstlerischen Sehens; man beobachte das Zusammenlaufen der Linien einer Allee, das Kleinerwerden der Baumkronen, das Hinführen der Gesims- und Firstlinien eines Hauses nach einem Fluchtpunkt auf dem Horizont, und beachte neben diesen Wirkungen der Linienperspektive auch die wichtigsten Erscheinungen der Luftperspektive, die darin bestehen, daß weiter entfernte Gegenstände bedeutend heller aussehen, als nahe, da mit zunehmender Entfernung der bläuliche Luftschleier zwischen dem

Auge des Beschauers und dem Gegenstande dichter und dichter wird.

Betrachten wir zunächst, wie durch das Schaffen eines gedanklichen Hauptmotives ein beliebiger Naturausschnitt erst zum Bilde erhoben wird, um dann auf die Stimmungserzeuger der Landschaft: die Linien, Formen und Farben einzugehen.

Wenn mehrere Beobachter vor demselben Naturmotiv stehen, etwa vor einer Strandlandschaft mit badenden Knaben, flatternden Möven und hellen Sommerwolken, so wird ein jeder, je nach seiner Individualität, sich das eine oder das andere dieser Motive heraussuchen, ihm seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden und es auf diese Weise zum Gedankenmittelpunkt erheben. Der eine wird gefesselt durch das Spiel des Sonnenlichtes auf der bewegten Gruppe der nackten jugendlichen Leiber — alles übrige im Gesichtsfeld wird durch den blauvioletten Ton der Komplementärfarbe des Fleisches zu einem großen ruhigen Hintergrunde vereinigt; er sieht ein wundervoll harmonisches Bild, das er „Badende Knaben“ nennt. Ein zweiter sieht nur das schneeige Glitzern der Mövenflügel, deren lebhaftes Spiel ihm zum Hauptmotiv des Bildes wird, während ein dritter Beobachter ins weite blauende Meer hinaus träumt und das Leben im Vordergrunde ganz nebensächlich behandelt. Der vierte setzt den Horizont möglichst tief und läßt die gewaltige Ausdehnung des Luftmeeres wirken, sein Auge hängt an dem majestätischen Zuge der leuchtenden

Sommerwolken, die dem Bilde jetzt den Namen geben.

So nimmt der Künstler eine Auslese der Motive vor und erreicht durch das Herausarbeiten eines einzigen, das ihn am meisten fesselt, eine stärkere Wirkung, als es durch die Wiedergabe des Naturausschnittes ohne Festlegung eines Gedankenmittelpunktes möglich wäre. Der Maler ist kein Berichterstatter oder Statistiker, er will uns kein Verzeichnis sämtlicher Gegenstände vorlegen, die sich zur Zeit in seinem Gesichtskreis befanden, nein, er ist Poet und gibt uns in seinen Bildern das, was ihm die Seele bewegte, als er die Eindrücke der Bewegungsmotive oder der Farbenharmonien in sich aufnahm, er gibt uns sowohl die sonnige Heiterkeit, als auch den melancholischen Ernst der Natur wieder, er malt ihr Lachen und ihr Weinen, ihre Freude und ihre Trauer.

Dadurch, daß wir unsere Aufmerksamkeit besonders auf einen, sich durch Linien- oder Farbenschönheit auszeichnenden Gegenstand konzentrieren, werden die höher oder tiefer, rechts oder links von ihm liegenden Teile des Bildes zugunsten einer harmonischen Bildwirkung für unser Auge von der Überfülle ihrer Details befreit, sie erscheinen weniger exakt auf der Retina und sind von einem gemeinsamen Farbton — dem der Komplementärfarbe zu der des Hauptgegenstandes — leicht übersponnen. Es kommt dadurch eine wohltuende Harmonie ins Bild, die wir nie empfinden werden, wenn wir unser

Auge ziellos von Form zu Form und von Farbe zu Farbe schweifen lassen, ohne einen Gedankenmittelpunkt zu wählen.

Nachdem der Künstler einen solchen in seinem Naturmotive festgestellt hat, muß er sich darüber Rechenschaft ablegen, was den Stimmungsgehalt der betreffenden Landschaft hervorruft, um, je nach dem Vorherrschen eines reizvollen Linienspieles oder einer schönen Farbenharmonie, dementsprechend die Technik des Zeichnens oder Malens für seine Darstellung zu wählen. Auch für den Laien, der seine Studien im künstlerischen Sehen macht, ist es außerordentlich lehrreich, seine Umgebung von diesen Gesichtspunkten zu betrachten.

Wie interessant ist es, eine Landschaft auf ihre lineare Konstruktion hin zu untersuchen und seine Empfindungen vor dem harmonischen Einklang oder dem wirren, regellosen Durcheinander ihrer Linien zu analysieren. Hier machtvolle, großzügige Formen, die sich zur Monumentalität steigern können, — dort alles lieblich, liebenswürdig, einfach, anspruchslos und bescheiden; hier alles rauh, zackig, zerklüftet, spitz und hart, dort aber alle Linienzüge wohlig-weich, verschwommen, sanft-lagernd und beruhigend. Sehen wir hier kräftig pulsierendes Leben, genießen wir dort den Eindruck träumerischer Ruhe, schwelgender Behaglichkeit; haben wir es einmal mit überquellender Freude und sprudelnder Lust zu tun, fühlen wir uns ein andermal durch

weihevoller Stille, Einsamkeit und düstere Todesruhe in tiefster Seele bewegt. Alle nur erdenklichen Nüancen zwischen heiter und ernst, horizontalem Ruhen und vertikalem Aufstreben, zwischen Starrheit und Bewegung, anziehender Lieblichkeit und berauscher Herrlichkeit — treffen wir auf unseren Studiengängen an. Eine wichtige Rolle spielen auch die Veränderungen, die durch wechselnde Tages- und Jahreszeit hervorgerufen werden; der Abend läßt uns nur große Formen ohne Details — die Silhouetten erkennen, die Nacht deckt einen dichten weichen Schleier auf Baum und Strauch, auf Fluß und Hügelzug — den der Morgen wieder lüftet, oder in einen leichten bläulichen Nebel verwandelt, durch den die Linienzüge nur unbestimmt hindurchschimmern. Der Tag mit seinem sieghaften Licht sendet seine Strahlen bis ins tiefste Waldesdunkel, bis in die verborgenste Felsenschlucht, und eine Überfülle kraftvoll umrissener Formen erscheint vor unserem Auge — nur die Ferne bleibt von einem zarten Dunst eingehüllt.

Auch die verschiedenen Witterungsverhältnisse sind von großem Einfluß auf die lineare Gestaltung des Bildes und damit auf seinen poetischen Inhalt, wir erleben die ganze Gewalt eines Sturmes, wenn wir das Bild der gebeugten Stämme, der zerzausten Laubkronen und der dahinjagenden Wetterwolken sehen — oder den zu scharfgratigen Hügelketten aufgewehten Schnee und die verstümmten Hütten, und nirgends Weg und Steg . . .

Das Gewitter mit zuckenden Blitzen und drohenden Wolken, der Regen mit seinen schrägen Streifen und der nachfolgende Regenbogen — bringen alle ihre eigentümlichen charakteristischen Linien ins Bild.

Winter und Sommer, Frühling und Herbst arbeiten daran, uns ein und dasselbe Landschaftsbild immer wieder von neuem reizvoll und interessant zu machen. Die dichtbelaubten großformigen Kronen unserer Bäume werden durch das Schwinden des Blattschmuckes in ein äußerst feines Filigranewebe von Ästen, Zweigen und Zweiglein verwandelt, das durch den Reif zu feenhaft-silbrigem Geschmeide umgeschaffen wird; das blumige Feld mit seinem Reichtum an farbenfrohen Details, mit seinen Sträuchlein und Stauden — erscheint flächenhaft und groß, wenn eine glitzernde Schneedecke es einhüllt, das muntere, lebendige Wellenspiel der See erstarrt unter der Eisdecke.

Jede Tages- und Jahreszeit hat auch eine ihr eigentümliche figürliche Staffage, die zum klaren, überzeugenden Ausdruck der jeweiligen Stimmung wesentlich beiträgt. Das sommerliche, goldig-reife Roggenfeld und die Schnitterin im roten Rock und weißen Kopftuch geben ein Bild! Ebenso die gebückte Gestalt der greisen Ährenleserin im Stoppelfeld. Eine Gruppe ernster Arbeiter, die im Morgenrauen auszieht, kann den Eindruck einer öden Vorstadtstraße zu einem künstlerisch verwertbaren Vorwurf machen; müde heimkehrende Gestalten

in einer Abendlandschaft verstärken den Eindruck ganz bedeutend und suggerieren uns die Empfindung des Feierabends, der Ruhe nach vollendetem Tagewerk.

Die Ausschaltung oder Einschränkung der Staffage eines nordischen Hafengebildes in den Wintermonaten erhöht den Eindruck winterlicher Ruhe, während die zahllosen Segler und Boote, die den sommerblauen Fluß beleben, das Fließen und Strömen desselben noch markanter zum Ausdruck bringen als seine Erscheinung ohne diese Staffage es vermochte.

Der stille Angler am ruhigen Weiher, die mutwillig tobende Knabenschar im sprudelnden Gischt der sonnendurchleuchteten Meereswellen, die Gestalt der greisen Fürstin im herbstlichen Schloßpark — das sind Staffagenmotive, die mit dem jeweiligen Eindruck der Landschaft parallel laufen und den Grundgedanken verstärken und betonen: im ersten Falle ist es die stille Beschaulichkeit und der Friede, im zweiten die sprühende Lebenslust, im dritten wehmütiges Welken und Vergehen, was die gleichgestimmten Saiten unserer Seele mitklingen läßt.

Nun noch einiges über die Farbe. Obwohl im großen Publikum eine gewisse Scheu vor den geheimnisvollen Gesetzen der Perspektive herrscht, und obwohl zum Verständnis der Formen ein eingehendes zeichnerisches Studium gehört, so steht der Laie doch der Formenwelt nicht ganz so fremd

gegenüber, wie den Farben, diesem wesentlichsten Element der künstlerischen Ausdrucksmittel.

Ich will nicht behaupten, daß ein jeder die Formen eines Gegenstandes des täglichen Gebrauches, wenn er ihn auch fortwährend vor Augen hat, aus dem Gedächtnis wiedergeben könnte, etwa seine Lampe oder sein Tintenfaß, wenn auch nur in groben Umrissen; erst wenn er zum Zeichnen aufgefordert wird, merkt er es, daß er sich diese Sachen eigentlich nie genauer angesehen, nie mit Bewußtsein betrachtet hat, er entschuldigt sich in der Regel damit, daß er kein guter Zeichner sei, sich nie mit Kunst befaßt habe usw. Das ist aber keineswegs die Grundursache seines Unvermögens; denn auch der gewandteste Zeichner kann einen Gegenstand, den er nicht aufmerksam betrachtet hat, nicht darstellen. Am leichtesten prägen sich auch dem flüchtigen Beobachter die verschiedenen Größenmaße der Gegenstände ein, sie werden gewöhnlich ziemlich richtig abgeschätzt, jedenfalls bedeutend richtiger, als zwei Farbwerte, die sich voneinander ebenso stark in der Nuance unterscheiden, wie die Form und Größe von Lampe und Tintenfaß. Der nicht zum Farbsehen Erzogene kann sich dermaßen täuschen, daß er sozusagen die Lampe fürs Tintenfaß hält, und durch sein „Wissen“ wird er häufig im Irrtum bestärkt.

Sehen wir uns z. B. ein Zügelsches Bild an: eine im Baumschatten stehende weiße Kuh, auf die einige Sonnenlichtflecken durchs Laubwerk fallen; die

Schattenpartien erscheinen uns jetzt nicht mehr weiß, sondern sind mit einem kräftigen blau-violetten Ton überzogen — der Komplementärfarbe zum warmen, intensiven Licht der beleuchteten Stellen. Ein anderes Bild stellt eine nackte Knabengestalt im Schilf am Weiher dar; die dem Schilf zugekehrte Seite des Knaben erhält leuchtend-grünes Reflexlicht, dessen Intensität durch den rosigen Fleischtton noch gehoben wird; derartige Bilder, wo die eben geschilderten und noch viele andere ähnliche Farbphänomene den Kern des malerischen Vorwurfes bilden, finden wir häufig in Ausstellungen, und es ist interessant, das Verhalten des Publikums — ich habe immer nur das gebildete Publikum im Auge — vor ihnen zu beobachten. Die Damen lachen meistens und sind der Ansicht, daß die Kuh sich wohl an einer frischgestrichenen Wand gerieben hätte und daß der Knabe — eben ein grüner Junge sei; die Herren bleiben meist ernst, sie schimpfen etwas und spötteln leicht über den „modernen“ Maler und ziehen dann kopfschüttelnd, in banger Sorge um das Schicksal der Kunst, weiter; sowohl die Damen wie die Herren wissen es ja ganz genau, daß eine Kuh niemals blau und ein gesunder Junge niemals grün ist. Ein hoher Kunstgenuß ist ihnen entgangen, weil sie einfach für diese Bilder zu mangelhaft vorgebildet waren, da sie nie selbständig in freier Natur sich im Farbensehen geübt hatten. Und wie leicht ist es doch, sich ganz allein, ohne fremde Beihilfe, darin auszubilden; man werfe nur

alle Vorurteile, daß die Erdrinde schwarz, die Bäume unbedingt grün, der Schnee weiß, der Schatten dunkelgrau sei und ähnliche resolut über Bord und beginne auf seinen Spaziergängen völlig objektiv zu beobachten.

Bald wird es einem wie Schuppen von den Augen fallen, und man wird staunend wahrnehmen, daß der vielgeschmähte blaue und violette Schatten keine Wahnvorstellung eines überreizten Künstlerhirnes ist, sondern faktisch existiert und in jeder sonnigen Winterlandschaft oder in einer schattigen Allee auf gelbem Kieswege beobachtet werden kann. Liegt solch ein großer blauer Schatten im Vordergrund einer Schneelandschaft, so geht der übrige Ton des Bildes in ein vornehmes Gelborange über, wie denn überhaupt ein auffallender Farbfleck im Bilde die übrigen Teile mit einem Ton der komplementären Farbe überhaucht. Dadurch kann die Wirkung eines Bildes, das aus unzähligen farbigen Einzelheiten besteht, doch einen einheitlichen, großtonigen Eindruck hervorrufen, zumal beim Fixieren des Hauptgegenstandes alle Nebensachen nicht nur in ihren Formen, sondern auch in den Farben zusammengehen und verschwimmen: das Flirren unzähliger Nüancen weicht einem ruhigen, breiten Tone, der von der Farbe des Hauptgegenstandes beeinflußt wird.

Wenn wir nur unsere Augen richtig offen halten, werden wir in kurzer Zeit eine Fülle von Beobachtungen machen können, durch unsere selbständigen

Naturstudien werden wir allmählich ungeahnte Genüsse im Schauen empfinden, und wenn wir dann so weit sind, daß wir aus jedem Natureindruck vor unseren Augen ein harmonisch abgeklärtes Bild entstehen sehen, werden wir die hohe Freude verspüren, die den Künstler während seines Schaffens beseelt!



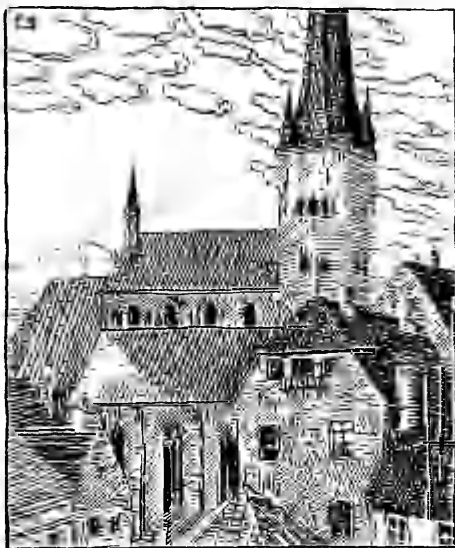


Abbildung 2.

Orientierender Überblick vom St. Olai-Turm.

Beginnen wir jetzt unsere Streifzüge durch Alt-Reval. Zunächst wollen wir die Mühe nicht scheuen, einen hohen Turm, etwa den der St. Olai-Kirche, zu besteigen, um uns über die Lage und den wichtigsten Teil des Grundrisses, sowie über den Charakter der uns zu Füßen liegenden Stadt zu informieren.

Das Besteigen eines Turmes ist eine gute, altbewährte Methode, den ersten Überblick über eine fremde Stadt zu gewinnen, die Lage ihrer öffentlichen Bauwerke kennen zu lernen und sich die Haupt-

straßenzüge einzuprägen — aber auch in dem Falle, wo es sich um eine schon bekannte, um unsere Heimatstadt handelt — wird es sehr lohnend sein, sich die alten Straßen, die wir täglich benutzen, einmal aus der Vogelperspektive anzusehen.

Schon die Lage der Stadt an einer lieblichen Bucht des Finnischen Meerbusens ist eine ausgesucht malerische, ja, man hat den Eindruck, als wäre sie mit Vorbedacht und raffinierter Berechnung von Künstlerhand hierhergesetzt worden. In Wirklichkeit spielten jedoch ästhetische Beweggründe bei den alten Gründern und Erbauern Revals absolut nicht mit, und es war allein ihr praktischer Sinn, der sie veranlaßte, die Stadt möglichst zweckmäßig in der Nähe des Meeres anzulegen und auf dem Domberge eine starke, feindessichere Burg zu errichten, in deren Schutze sich in der Ebene, zu Füßen des Hochplateaus, die Bürgerhäuser und Warenspeicher lagerten. Ein trutziger Mauergürtel mit zahlreichen Türmen und befestigten Toren umzog das alte Reval, den Einwohnern das Gefühl der Geborgenheit und Sicherheit gebend, was die Entwicklung des Handels günstig beeinflußte.

Von hoher Warte erkennen wir leicht diesen Kern des heutigen Reval (s. Abb. 20), zumal noch beträchtliche Reste der Stadtmauer und ganze Reihen von Befestigungstürmen recht gut erhalten sind, namentlich an der Nordwestseite, wo sie dicht beieinander stehen und teilweise noch ihre Ziegelbedachungen tragen.

Neben dem steinernen, von Kampf und blutiger Fehde erzählenden Mauergürtel hat Reval heutzutage einen lieblicheren, von dunklem Kastaniengrün und hellerem Lindenlaub aufzuweisen: es sind die schönen bepflanzten Promenadenwege, die sich um die innere Stadt ziehen, größtenteils an Stelle der niedergelegten Wälle — und beredtes Zeugnis ablegen von friedlicher Kulturarbeit und vom raschen Wachstum der Stadt, nachdem sie den einengenden Schnürleib des Festungsgürtels gesprengt hatte.

Die Innenstadt — die Altstadt — charakterisiert sich durch die große Einheitlichkeit ihrer Bauten; namentlich wenn wir sie aus der Vogelschau betrachten, sehen wir die großen kräftig-roten Ziegelflächen der alten Hausdächer über jede andere Eindeckungsart dominieren. Auch die öffentlichen Bauten: das Rathaus und die Gildenhäuser und von kirchlichen die Ratskapelle zum Hl. Geist, die Michaelis-Kirche, sowie ein Anbau der St. Nikolai-Kirche sind mit holländischen Dachpfannen eingedeckt. Die übrigen alten Kirchen und ihre Turmhelme haben schöne Kupferdächer, während die jüngeren, die Karls- und Johanniskirche, mit billigerem, aber auch nicht so edlem und wirkungsvollem Material vorlieb nehmen.

Die orthodoxen Kirchen haben zumeist einen munteren, hellgrünen Dachanstrich — außer der Alexander-Newski-Kathedrale auf dem Dome, die mit ihren gediegen vergoldeten Kuppeln weit in die Lande hinausleuchtet und wahrlich zur Steigerung

der Schönheit unseres Stadtbildes wesentlich beiträgt! Denen, die jetzt unwillig die Häupter schütteln, rate ich dringend, das künstlerische, völlig objektive Sehen bei einem Rundgange um die Stadt in weitem Kreise oder bei der Ankunft von der Rhede — in Anwendung zu bringen, und ich möchte behaupten, daß sie darnach Freunde der goldenen Kuppeln, mit andern Worten: Freunde dieses lebhaft-pikanten Effektes in unserem sonst allzu ernsten Stadtbilde sein werden.

In der Nähe der Kathedrale sehen wir die alt ehrwürdige Domkirche mit ihrem dunklen Turmhelm aufragen und über die, am steilen Felsabhang sich erhebenden Privathäuser hinwegschauen.

Somit haben wir aus dem Häusermeer der Unterstadt bereits die öffentlichen Bauwerke herausgefunden; am meisten wird unser Auge von denjenigen gefesselt, deren Bedeutung durch einen Turmbau betont wird: es sind dies die Sakralbauten und das Rathaus.

Wir sehen zunächst den mit zwei Galerien aufsteigenden, in schlanken Renaissanceformen gehaltenen Turm der Ratskapelle zum Hl. Geist, ferner den gleichfalls von Galerien durchbrochenen Rathhausturm mit dem Landsknecht „Thomas“ auf der Spitze, am Marktplatze, — und weiterhin nach rechts das von Bäumen beschattete Schiff und den wundervollen Turm der St. Nikolaus-Kirche. Besondere Ruhepunkte im bewegten Durcheinander der Dächermassen bieten die großen

ruhigen Dachflächen des Hauses der Großen Gilde und namentlich des Riesenkampffschen Hauses an der Langstraße, sowie einer Gruppe alter Kaufhäuser an der Breitstraße.

Lassen wir nun das Auge in weiterem Kreise über die Vorstädte schweifen — sehen wir in südlicher Richtung den imposanten Bau der Realschule und die farbenfrohe, in norddeutscher Backsteingothik aufgeführte Kreditkasse; gegen diese verfallen die Gebäude des Bezirksgerichtes und des Revaler Klub völlig. Aus dem Grün der Anlagen sehen wir die Johanniskirche mit einem leider recht nichtssagenden Gesichtsausdruck hervorschauen — und weiterhin nach Westen, auf erhöhtem Terrain, die schon besser wirkende zweitürmige Karlskirche — unsern einzigen, in architektonischem Sinne, protestantischen Kirchenbau.

Dem Wachstum der aus meist kleinen unansehnlichen Häuschen bestehenden westlichen und peripherischen südlichen Vorstadt scheint der sie umziehende Gürtel der Bahnlinie fürs erste Einhalt zu gebieten — nur wenige Straßenzüge schieben sich weiter hinaus; hinter diesen dehnt sich ein frischgrüner Wiesenplan aus, der in der Ferne von dunklen Kiefernwäldern umsäumt wird — im Süden aber in den Sanddünen der Umgebung des Oberen Sees seinen Abschluß findet. —

Während wir in der Altstadt fast ausschließlich Ziegeldächer beobachten konnten — sehen wir in dem Kranze der Vorstädte, daß dieses wirkungs-

volle Material ganz in Vergessenheit geraten ist! Überall nur nüchterne Eisendächer in den besseren Vorstädten — und schwärzliche Pappdächer in den ärmeren Bezirken. Angenehm berührt uns dagegen das viele muntere Grün der Gärten, das sich wohlthuend zwischen die Vororthäuser einfügt, zumal wir es in der Altstadt völlig vermissen. Die Strandpforten- und Schmiedepforten-Anlagen mit ihrem alten monumentalen Baumbestand liegen ja auch an der äußersten Peripherie Altrevals, in dessen eigentlichem Kern nur wenige Bäume ihr Dasein fristen.

Unterziehen wir jetzt den Grundriß der Stadt einer Betrachtung. Im Westen erhebt sich der steil gegen das Meer abfallende felsige Domberg, dessen älteste Fahrstraße zur Unterstadt durch das stark befestigte Tor am „Langen Domberg“ in die Langstraße, früher Strandstraße genannt, mündete — und weiter gradeswegs zum Meeresufer und dem Hafen führte. Während der ältesten Zeit, als die Trennung von Unterstadt und Oberstadt streng durchgeführt wurde — lag die jetzige Langstraße außerhalb des engeren Stadtgebietes, dessen Grenze, nach der Lage des Heiligengeist-Hospitals, die vermutlich eine peripherische war, zu urteilen — in der Nähe der Hl. Geist-Kirche gelegen haben muß. Die Rußstraße war der Hauptverbindungsweg zwischen dem Hafen und dem Zentrum der ersten Niederlassung, dem Alten Markt. Als der Handel während der Hanszeit einen so mächtigen Aufschwung nahm, wuchs die Stadt dem Hafen ent-

gegen weiter, und es entstanden die Breit- und Langstraße, die Olaikirche und der noch jetzt erhaltene Mauergürtel, der in ausgesprochenem Zuge dem Meere zustrebt. (Siehe: Schema der Altstadt Revels, Abb. 20.)

Außer dem „Langen Domberg“ führt auch noch ein Fußweg zur Unterstadt: es ist die Treppenstraße des „Kurzen Domberg“, die durch das Schwedentor gesperrt werden konnte.

Die übrigen Straßen führen von der Südseite auf den Dom: die eine von der Schmiedeforte aus in leichter Kurve, um die Steigung bequemer zu bewältigen, die andere als Fortsetzung der wichtigen Großen Pernauschen Straße, die sich über den Antonisberg und den Falkensteg, wo auch die Baltischportsche Straße, von Westen kommend, einmündet — bis hinauf vor das Schloß, ja bis zur Domkirche, erstreckt. —

Das mittelalterliche Reval breitete sich also am östlichen Abhang des Domberges aus, mit all seinen Kirchen und öffentlichen Bauwerken. Außer der stattlichen Langstraße und der Breitstraße, die in früheren Zeiten glänzenden Seehandels ein überaus lebhaftes internationales Treiben aufgewiesen haben müssen und zur Einbringung der Güter von den Schiffen dienten, sind an Hauptstraßen noch folgende zu nennen: die Narvsche, die durch die Lehmforte in die Stadt tritt, wohin auch die Große Dörptsche führt, die vereint von der Lehmstraße aufgenommen werden und bis ans

Herz der Stadt, bis zum Rathause führen, dann die schon genannte Große Pernausche, die Baltischportsche und die Ziegelkoppelstraße; letztere, die von geringerer Bedeutung ist, trat durch die Süsternpforte ins Stadtinnere ein.

All diese großen, meist recht gerade verlaufenden Straßenzüge bildeten in früherer Zeit die Hauptzufahrtswege Revals und unterscheiden sich noch heute durch ihre größere Breite von den größtentheils engen und gebrochenen Straßen der inneren Altstadt, welche für alle befestigten und von Mauern und Wehrtürmen eingeengten Städte des frühen Mittelalters charakteristisch sind. An diese engen Straßen hat sich die Bevölkerung (oder die Ingenieure?) Revals so stark gewöhnt, daß sie selbst in den Vorstädten mit großer Zähigkeit an ihnen festhält.

Zwischen die Hauptverkehrsadern, die seit Eröffnung der baltischen Eisenbahn im Jahre 1870 beträchtlich an Bedeutung eingebüßt haben, und jetzt nur noch den Marktverkehr mit der nächsten Umgebung vermitteln, gruppieren sich die übrigen kleineren Straßen recht frei und ungezwungen, hauptsächlich aber mit radialer Richtung in bezug auf den Stadtkern; nur die neuen peripherischen Teile der nordwestlichen und südwestlichen Vorstädte lassen die mit Reißschiene und Winkel arbeitende Hand des Ingenieurs oder Geometers deutlicher erkennen, was ihren nüchternen Eindruck noch um eine Nüance steigert.

Das Stadtbild Revals, wie wir es jetzt in großen Zügen kennen gelernt haben, weist einen ausgesprochen deutschen Charakter auf — doch wie der Wohllaut, der unser Ohr entzückt, sich aus Ober-
tönen und Untertönen zusammensetzt — so wird der bildmäßig-harmonische Eindruck des Revaler Stadtbildes durch den slavisch-byzantinischen Einschlag der orthodoxen Kirchenarchitektur erst recht, durch die Kontrastwirkung, herausgearbeitet und gesteigert.

Die munter gestrichene Kuppel und der Glockenturm der Preobrashenski-Kathedrale an der Klosterstraße, an der Stelle des früheren Süsternklosters zu St. Michael, ferner die leuchtend grüne Bedachung der griechischen Nikolai-Kirche an der Rußstraße, und als höchster Effekt die fünf goldglänzenden Kuppeln der Alexander-Newski-Kathedrale auf dem Dome — geben vorzügliche Farbflecke ab, die das tiefe samtige Braunrot der alten Revaler Ziegeldächer nur um so ernster wirken lassen.

Vom Russischen Markt blitzt von der kleinen Kapelle ein goldner Strahl herauf, doch er kann unsre Aufmerksamkeit nicht fesseln — unser Auge ist gebannt von der gleißenden und schimmernden Pracht auf dem Dom. Die übrigen orthodoxen Kirchen sind unscheinbarer und liegen in den Vorstädten verstreut, so daß sie auf die Wirkung und das Aussehen des Stadtbildes von geringer Bedeutung sind; es gehören hierher die Püchtizsche

Klosterkirche, die Simeon-, die Alexander-Newski-Kirche und die der Mutter Gottes zu Kasan. —

Bevor wir unsern hohen Aussichtspunkt verlassen, werfen wir noch einen Blick nach Osten; wir verfolgen den Lauf der Narvchen Straße, deren lange, an ihrem Anfang von einer Baumreihe begleitete Zeile sich bis zum Park von Katarinental erstreckt. Die dichtbelaubten Baumkronen der Linden und Eichen dieses herrlichen Parkes ziehen sich bis zum Fuße des Laksberges hin, wo das helle Grün der den Abhang hinanklimmenden Birken sie ablöst. Auf dem kahlen Kalksteinplateau des Laksberges sehen wir die beiden Leuchttürme: den Weißen und weiter südlich den Roten einsam aus dem felsigen Boden emporwachsen; nur wenige Wohnhäuser, und auch die nur in der Gegend der großen Waggonfabrik Dwigatel, trotzen Wind und Wetter auf dieser unwirtlichen Höhe.

Zwischen dem rauhen und zackigen Abhang des estländischen Höhenzuges, den wir östlich bis nach Marienberg verfolgen können, und der Bucht von Katarinental liegt ein fruchtbarer Streifen Flachland mit zahlreichen, in schattige Gartenanlagen gebetteten, von saftgrünen Wiesen umgebenen Villen und Landhäusern; hart am Ufer des Meeres zieht sich in leichter Kurve ein Weg hinauf nach Marienberg mit der Fortsetzung nach Kosch und der Abzweigung nach Brigitten — ins liebliche Mariental.

Die östliche Umrahmung der Revalschen Bucht bildet die Halbinsel Wiems, während sich in nördlicher Richtung die Insel Wulf vorlagert und nordwestlich Nargen sichtbar wird. Die im Westen liegende Halbinsel von Ziegelskoppel schließt den Kreis. Lassen wir den Blick vom Eichenhain an der Koppelschen Spitze zurück wandern zur Stadt zu — erkennen wir, daß Reval in jüngster Zeit Industriestadt geworden ist: Fabrik drängt sich hier an Fabrik. Da liegen links an der Birkenallee die großen Gebäudekomplexe der Baumwollspinnerei und rechts die Bauten des Krullschen und Lausmannschen Betriebes, sowie das Elektrizitätswerk Volta.

Daß neben der Industrie auch der Seehandel noch blüht, erkennen wir an der großen Zahl von Schiffen, die an den Anlegeplätzen des Hafens ihre Waren löschen oder Güter zum Export aufnehmen: neben den großen Frachtdampfern aus allen Ländern, namentlich Deutschland, Schweden und England, sehen wir einen wahren Wald von Masten, die den Seglern angehören, die Reval mit Brennholz versorgen. Diese Holzboote sind insofern noch von besonderem Interesse, als wir auf ihnen noch hin und wieder Leute, besonders Frauen, vorfinden, die noch an ihrer hübschen, farbenprächtigen und kunstgewerblich wertvollen Landestracht festhalten, die leider immer mehr und mehr von der charakterlosen Schundware aus den Städten verdrängt wird.

An einer besonderen neuen Landungsbrücke legen Passagierdampfer an, die den Personenverkehr

mit Petersburg, Riga, Finnland und dem Auslande vermitteln, besonders die finnischen Dampfer fallen durch ihr schmuckes und sauberes Äußere auf.

Auch als Kriegshafen ist Réval von Bedeutung: das bezeugen die Panzerschiffe, Kreuzer und Torpedoboote, die alljährlich im Sommer ihre Übungen auf der Revaler Reede vornehmen.

Nachdem wir die Fülle der Eindrücke aufgenommen haben und unser Auge noch durch einen Blick in die blauende Ostsee hinaus erquickt haben, verlassen wir unsern Aussichtspunkt, um die nähere Besichtigung der Stadt vorzunehmen.





Abbildung 3.

Der Dom.

Der Domberg ist der natürliche Rückhalt, an den Reval sich anschmiegt: es breitet sich am Fuße des Hügels aus und zieht sich an seinen Abhängen hinauf, wobei die Gesamtdisposition viel Ähnlichkeit aufweist mit einigen der schönsten Städte Deutschlands, von denen namentlich Nürnberg, Marburg, Tübingen, Heidelberg, Koburg und Meißen nennenswert sind. All diese Städte zeichnen sich durch eine gleich feine Silhouettenwirkung aus, die nicht nur durch die Bebauung, sondern durch die

Eigenart und malerische Gestaltung des Geländes hervorgerufen wird.

Auch in Italien finden wir eine ganze Reihe von trutzigen Städtchen, die sich einen Felshügel als festen Sitz erkoren haben und sich dann beim ferneren Wachstum in konzentrischen Kreisen um ihn ausgebreitet haben; all diese Städte, wie Orvieto, Assisi, Perugia, Celano und Siena — haben durch ihren pyramidenförmigen Aufbau etwas ungemein Malerisches an sich. Auch in Alt-Hellas finden wir derartige Niederlassungen, die von einem hochragenden Burgberg beherrscht werden — ich brauche nur an die Akropolis zu Athen und die Kadmeia Thebens zu erinnern; sie alle zeigen, daß bei Städtegründungen das Schutzbedürfnis der jungen Ansiedelung meist eine ausschlaggebende Rolle bei der Wahl des Siedlungsplatzes gespielt hat und neben der geographischen Lage ein wichtiger Faktor war. Auf dem zentralen Hügel erhob sich die Burg — und auch die alten Revaler waren im eigentlichsten Sinne des Wortes „Bürger“, denn diese Bezeichnung sehen wir im 10. Jahrhundert für die Bewohner und Verteidiger eines befestigten Ortes aufkommen.

Der Domberg war bereits im 12. Jahrhundert von der Estenfeste Lindanisse bekrönt, die im Sommer des Jahres 1219 vom Dänenkönig Waldemar II. erobert und zerstört wurde. Diese erste Burg lag vermutlich am steilen Nordrande des Hochplateaus, an jener Spitze, wo der Domberg steil und schroff gegen das flache Ufergelände

abfällt, und mag zu einer Zeit, da in der Ebene am Fuße des Felsens nur wenige ärmliche Hütten standen, imposant die Gegend beherrscht haben, wenn sie auch nur aus primitiven Steinwällen und Blockhäusern bestanden hat.

Während der ersten Dänenherrschaft von 1219 bis 1227 wurde der Burgbau nur lax betrieben — um so intensiver widmeten aber die Schwertbrüder unter dem Ordensmeister Volquinus sich der fortifikatorischen Tätigkeit während ihres zehnjährigen Regiments; die Burg erhob sich jetzt an der Südseite des Domberges.

In der Periode der zweiten dänischen Herrschaft von 1238—1346 wurde die Burg weiter ausgebaut, die ca. 20 m hohe Mauer vollendet und mit vier schlanken Ecktürmen versehen. Der bedeutendste dieser Türme ist der in der Südwestecke aufragende „Lange Hermann“, (s. Abb. 3) der wichtigste Verteidigungsturm des dänischen Pallas. Düster und schlicht ragt er bis zu einer Höhe von 46 m empor und schaut mit seinem wetterfesten, von zahlreichen Furchen durchzogenen, von schwerer Zeit und Kriegsnot erzählenden Antlitz weit ins friedlich blühende Land und übers schiffetragende Meer . . . Sein einziger Schmuck, der die ausladende Zinne tragende Spitzbogenfries, bröckelt auch allmählich ab und fehlt auf der Südseite schon gänzlich; doch wozu braucht ein Recke, wie der Lange Hermann, des schmückenden Stirnreifes? Er zeigt uns nur seine in ehrlichem Kampfe gewonnenen

Narben und ist unserer Hochachtung sicher. Wie erglüht sein uraltes Gemäuer, wenn die Abendsonne es mit ihrem Gold berieselt oder den stolzen Greis mit ihren Feuerrosen bekrönt! Auch das nordische Winterkleid steht ihm gut zu Gesicht: hoch auf der Zinne und auf jedem Mauervorsprung haftet der Schnee, ein zarter bläulicher Schleier umgibt den Turm und mildert das düstere Grau des Mauerwerks; betrachten wir ihn jetzt von der Höhe der ihm gegenüber liegenden Schwedenbastion durch das glitzernde Geäst bereifter Linden, so genießen wir einen unvergleichlichen Anblick, wir lernen den alten Gesellen lieben und werden ihm hinfort häufig unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Die beiden Genossen des Langen Hermann, der nordöstlich die Burgmauer schirmende „Landskrone“ genannte und der nordwestliche „Schneckenturm“ oder „Pilsticker“, sind in weniger gutem Zustand. Letzterer hatte nicht immer die erkerartige Form, sondern reichte noch im vorigen Jahrhundert bis zum Fuße der Festungsmauer.

Als im Jahre 1347 der Deutschorden in den Besitz der Burg kam, begann er nördlich vom alten dänischen Pallas das mächtige Ordensschloß zu errichten. An der Westseite kennzeichnet sich der Beginn des Schlosses durch den Knick, den die Außenmauer hier macht. Während der Schwedenzeit von 1561 an wurden mehrfache Umgestaltungen im Bezirk der Burg vorgenommen, Verwaltungs-

gebäude aufgeführt und das alte Ordensschloß gänzlich umbaut, so daß seine Fassaden völlig verdeckt wurden. Bis zum Ende der Schwedenherrschaft hatten sich noch die Gräben, welche die Burg nördlich und östlich umgaben, erhalten, als aber mit dem Jahre 1710 Reval sich der Macht Peters des Großen beugen mußte und die russische Regierung ihren Einzug hielt, wurden die Gräben bald zugeschüttet und auf einer 87 m langen Strecke der östlichen Wehrmauerfundamente die Ostfront des Gouvernementsgebäudes errichtet. Dieser zweigeschossige Bau, der Sitz des estländischen Gouverneurs, war um 1788 vollendet; er gibt mit seiner ruhigen, nur durch drei Risalite gegliederten Fassade einen guten Abschluß des Platzes.

Das Ordensschloß, dessen gewölbte Räume früher von ritterlichem Waffengeklirr widerhallten, beherbergt heute nur kettenrasselnde Arrestanten, an der Stelle, wo in der Glanzzeit Revals prunkvolle Feste der Ordensbrüder gefeiert wurden, ist jetzt ein Gefängnis eingerichtet. —

Dem Gouvernementspalais gegenüber erhebt sich die Alexander-Newski-Kathedrale, ein mächtiger russisch-byzantinischer, im Jahre 1901 geweihter Bau. Zu der gediegenen Vergoldung der fünf Kuppeln und zu den wertvollen Mosaiken über den drei Portalen paßt der minderwertige grauliche Zementputz, mit dem leider sehr verschwenderisch umgegangen ist, durchaus nicht. Daß man ein derartig unbeständiges Material nicht bei Monumental-

bauten verwenden darf, lehrt ein Blick auf die Kathedrale; wir bemerken, daß sie nach kaum acht-jährigem Bestehen schon viel von ihren Gesimsen und schmückenden Formen eingebüßt hat, da in die feinen Risse, die durch das „Treiben“ des Zements entstehen, Wasser eingedrungen ist, das beim Gefrieren große Stücke abgesprengt hat. —

An der Alexander-Newski-Kathedrale sehen wir, daß ein Architekt wohl ein guter Baukünstler sein kann — und das hat Preobrashenski durch die wirkungsvolle Monumentalität des Aufbaues hinreichend bewiesen — dabei aber noch lange kein guter Städtebauer zu sein braucht. Nie hätte einer unserer alter Meister seinen Kirchenbau nahezu in die Mitte eines Platzes isoliert hingestellt, nie hätte er eine Reihe alter würdiger Wohnhäuser einfach abgerissen, um seinen Neubau möglichst freizulegen! Camillo Sitte hat in seinen Werken das Prinzip der Alten wieder zur Geltung gebracht und nachgewiesen, wie wichtig für ein Bauwerk die nächste umrahmende Umgebung ist, daß die Zufälligkeiten derselben, die durch Bedürfnisse geschaffen wurden, den besonderen Reiz und einen wesentlichen Bestandteil des Gesamtbildes ausmachen. Wie die Kathedrale eben dasteht, kommt es zu keiner richtigen Bildwirkung: um sie herum ist ja wohl reichlich Platz, aber ein eigentlicher künstlerisch wirkender Platz ist nicht geschaffen. Nördlich, östlich und südlich sind einfach freie Stellen, die zu klein sind, um selbständig zur Geltung

zu kommen und mit der größeren Fläche im Westen der Kirche nicht einheitlich zusammenwirken. Wäre die Kathedrale möglichst dicht in die südöstliche Ecke gerückt worden, hätten wir nicht nur einen herrlichen Platz im Sinne des künstlerischen Städtebaues, sondern auch die alten Häuser hätten ruhig stehen bleiben können und hätten zugleich der Kirche den wichtigen Dienst erwiesen, ihre Größe durch den Kontrast zu steigern und erst richtig zur Geltung zu bringen. Die Amerikaner würden vielleicht die Kirche verschieben und die Wirkung wäre vortrefflich, wir aber wollen uns damit begnügen, den an sich prächtigen Bau aus größerer Entfernung zu betrachten, wobei er besser zur Geltung kommt, und ihn auf seinem Platze stehen lassen. —

* *

Unser Weg führt uns weiter durch die nach Norden laufende Schulenstraße zur Domkirche zu St. Marien. Es ist dies die älteste Kirche Revals, da sie schon 1233 urkundlich erwähnt wird — sie stammt also aus der ersten Dänenzeit. Der im Laufe der Jahrhunderte wohl vielfach veränderte Bau weist kräftige, etwas gedrungene gotische Formen auf, sowohl im Grundriß wie im Aufbau. Dem südlichen Seitenschiff sind Vorhallen und Kapellen angegliedert, die von den dichten Laubkronen der Bäume beschattet werden; hin und wieder dringt ein Sonnenstrahl in den weihevollen Innenraum der Kirche und läßt die goldene Strahlensonne des

Altars aufblinken, oder beleuchtet zauberisch den Christuskopf des Gebhardtschen Kreuzigungsbildes, oder eine Träne der Maria . . .

Der Grundriß der dreischiffigen Kirche ist nahezu quadratisch; sechs Pfeiler tragen die Scheidewandmauern des Mittelschiffes, über das sich die scharfgratig gemauerten Gewölbe in einer Höhe von 24 m ausspannen. Der Chorraum ist gleichfalls quadratisch nach dem Beispiel der westfälischen Kirchen, welche den Revaler Bauten als Muster gedient haben; die mit fünf Seiten des Achteckes geschlossene Apsis ist wohl erst in späterer Zeit, etwa nach dem Brande von 1433, angebaut worden.

Der überaus schlichte Innenraum der Kirche mit seinen einfachen Profilen und primitiven Formen erfährt durch die vielen meisterhaft in Holz geschnitzten polychromierten Adelswappen einen ebenso eigenartigen wie reizvollen Schmuck. Diese farbenprächtigen, seit dem 17. Jahrhundert die Stelle der Epitaphien einnehmenden Wappen, sind der scheinbar recht puritanisch gesinnten Geistlichkeit früherer Zeit öfters ein Dorn im Auge gewesen; ein energischer alter Herr macht sogar den Vorschlag, sie allesamt zu verbrennen, denn „die Kirche ist eine Versammlung der Gläubigen, darinnen sind solche Götzenbilder der eigenen Ehre nur Schandflecke. Ey! die Verstorbenen haben hiermit ihre Ehre dem Herrn heiligen und aufopfern wollen? das hätten sie sollen im Leben und in der That thun, nicht in vergüldeten Trompeten, Degen und Pistolen.“

Wir können uns nur freuen, daß damals die Reinigung der Kirche von diesen „Götzen-Bildern“ nicht durchgeführt wurde und die „Trompeten, Degen und Pistolen“ uns erhalten sind.

Außer der Holzplastik finden wir im Dome noch eine Reihe von Skulpturarbeiten, die in Stein ausgeführt sind; als bedeutendstes wäre das Doppelgrabdenkmal des schwedischen Feldherrn Freiherrn Pontus de la Gardie und seiner Gemahlin zu nennen. Es besteht aus einem Sarkophag, auf dem in Reliefdarstellung die Verstorbenen ruhen; an der Wand über dem Sarkophag erhebt sich ein Epitaph mit reicher Skulpturarbeit, ein Hauptdenkmal der Renaissancekunst in den baltischen Landen. —

Verlassen wir jetzt die Kirche, um an ihrer Westmauer entlang gehend einen Hof zu erreichen, von dem aus wir ein ungemein malerisches Bild genießen können: wir sehen den stämmigen Turm machtvoll vor uns aufsteigen, nur von wenigen Fensteröffnungen im oberen Teil durchbrochen; dieses oberste Geschoß, wie auch der Turmhelm sind um 1778 aufgeführt worden. Die im Vordergrund unseres Bildes am Fuße des Turmes hingelagerten Häuschen geben dem an sich nicht übermäßig großen Turm erst das Imposante, das ihm in dieser Ansicht eigen ist. Außer dem bescheidenen Holzschuppen finden wir in diesem Bilde keinerlei Zutaten aus neuerer Zeit: überall nur altersgraues Gemäuer mit bröckelndem Putz, grünbemoste Ziegeldächer mit leuchtend weiß getünchten Firsten und

Schornsteinen, und hinten der Dom mit grünlichem Edelrost auf dem Kupferdach.

Ein ähnlich gut wirkendes Städtebild können wir auch genießen, wenn wir in dem, vom Chor aus nach Nordosten führenden Gäßchen unsern Standpunkt wählen. (Abb. 4.) Rechts im Vordergrund sehen wir ein großes Portal, darauf folgt ein echt nordisches gemütliches Wohnhaus mit steilem Ziegeldach, und den Abschluß bildet wiederum die Kirche, die, mit ihrem hellen Mittelschiffgiebel aus dunklem Grün emporwachsend, ihren Turm mit der achteckigen Haube, der Galerie und der auf vergoldeten Kugeln ruhenden Spitze ins lichte Blau emporstreckt.

* * *

Nachdem wir die schmalen gewundenen Gäßchen und Gassen des nordöstlichen Domteils durchstreift haben und noch durch manch interessantes Haus und manch hübschen Durchblick erfreut worden sind, suchen wir den Hof des Ungern-Sternbergschen Hauses auf (Nr. 26) und genießen von dessen Altan einen Blick auf Reval und seine Umgebung, wie wir ihn uns schöner nicht denken können. Das Auge findet sofort einen Hauptpunkt: es ist die St. Olai-Kirche, deren mächtiger Baukomplex die ruhigen Linien des fernen Horizontes wuchtig überschneidet (Abb. 5); gegen die duftigen Töne, die über dem welligen Uferstrich der Halbinsel Wiems liegen, leuchtet das Meer in kräftigem Blau, die ganze Pracht des heiteren Himmels widerstrahlend

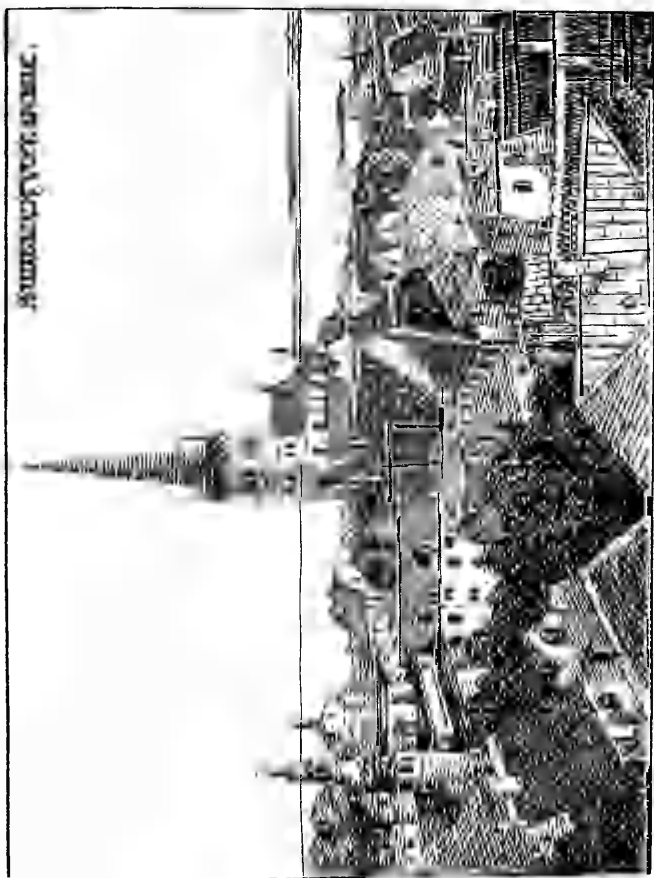


Abbildung 4.

und wiegt auf seinen Wogen die zahlreichen Segler, die zum Hafen eilen oder die offene See aufsuchen; ruhig liegen die düster-drohenden Panzerkolosse auf der Reede, nur geschäftige Dampfpinassen und rhythmisch gleichsam die Flügel hebende Ruderboote vermitteln den Verkehr zwischen ihnen und der Stadt, deren Hafenplatz durch einen ragenden Mastenwald gekennzeichnet wird.

Im Vordergrund unseres Bildes sehen wir kräftig braunrote Ziegeldächer mit den für Reval charakteristischen weißgetünchten Firsten und Graten; hier und da ragt eine Baumkrone aus dem Dachgewirr, wohltuende Farbenakkorde schaffend, und links erscheinen die munter grünen Bedachungen der Preobraschenski-Kathedrale, die in elastischen Linien aufsteigen.

Vom Altan des Reval-Hapsalschen Friedensgerichtes genießen wir einen ähnlichen schönen Ausblick; von hier gelangen wir auch in die Unterstadt, da hier neuerdings eine Treppenanlage geschaffen ist. Wir wenden uns jedoch zurück zur Domkirche, steigen die Douglasstraße hinab, passieren die Stelle, an der früher das Domtor stand und wählen zum Abstieg den Langen Domberg, den ältesten Fahrweg zwischen Schloß und Unterstadt. Rechts sehen wir den ältesten Fußweg, den Kurzen Domberg, abzweigen, eine Treppenstraße, welche die kürzeste Verbindung des oberen mit dem unteren Stadtteil herstellt; gleich zu Anfang der hohlen Gasse nehmen wir das Schwedentor in Augenschein, dessen



St. Peter's Church, Bonn

St. Peter's Church, Bonn

eichener, mit Nägeln von beträchtlichen Dimensionen beschlagener Torflügel noch heute in seinen rostigen eisernen Angeln hängt. Rechts von diesem Tor führt die im Anfang des 14. Jahrhunderts errichtete Stadtmauer zum Kik in de Kök und links hinunter zum Torturm am Langen Domberg.

Nachdem wir uns die Stadtmauer mit dem Marstallturm und dem Mägdeturm im Garten des Limanschen Hauses angesehen haben, wenden wir uns dem mächtigsten Bastionsturm Revals, dem 1533 erbauten „Kik in de Kök“ zu. (Abb. 6.) Russow, der Chronist des 16. Jahrhunderts, sagt von ihm, daß ein ähnlicher Turm an der Ostsee nicht gefunden werde, und in der Tat ist der Kik in de Kök eines der bedeutendsten Werke mittelalterlicher Fortifikationskunst. Seine Höhe beträgt 35,5 m über der Ritterstraße und die Mauerstärke nahezu 4 m — er sollte dadurch gegen feindliche Angriffe völlig unverwundbar gemacht werden, dagegen mit seinem Artilleriefeuer von der Höhe aus eine Belagerung der südlichen Stadtteile unmöglich machen.

Wir wenden uns nun mehr nach Osten, um das Bild mit der im Vordergrund aufragenden St. Nikolaikirche unserem Gedächtnis einzuprägen, um dann, durchs Schwedentor zurückgehend, den Langen Domberg hinunter zu steigen. Die Stadtmauer, an der wir jetzt entlang gehen, hatte im Verein mit dem derben, hohen Torturm den Zweck, eine möglichst vollkommene Isolierung der Stadt vom Dome zu bewerkstelligen und war von der vorsichtigen Bürger-

schaft zur Wahrung der Autonomie und zum Schutze gegen Übergriffe vom Dome aus, angelegt worden. Bis zum Jahre 1380 bestand die Pforte aus Holz;



Abbildung 6.

erst dann erhielt der Rat vom Ordensmeister Wilhelm von Vriemersheim die Erlaubnis, sie durch den heute noch bestehenden massiven Steinbau zu ersetzen. Der Torturm ist ein plumper Geselle, doch möchten wir ihn mit seinem hübschen Walmdach und den

winzigen Fensteröffnungen, die schlau herüberblinzeln, im vor uns liegenden Stadtbilde nicht missen: er bildet ein vorzügliches Ziel, einen abschließenden Prospekt, auf den unser Auge durch die zusammenlaufenden perspektivischen Linien der beiderseitigen Mauern hingeführt wird. Im Hintergrunde erhebt sich der schlanke St. Olai-Turm mit der straff ansteigenden Linie seines Spitzhelmes.

Links über der Mauer sehen wir eine Böschung mit Baumbestand und einen hellen, munter aus dem Grün hervorlugenden Hausgiebel, hoch oben erhebt sich aber in klassizistischer Schönheit das Schloß des Grafen Ungern-Sternberg, das mit seinem, von sechs mächtigen Säulen getragenen Giebelfeld den imposanten Höheneindruck des Domberges noch steigert und wesentlich zur Verschönerung der Stadtansichten von verschiedenen Punkten aus beiträgt.

Wir passieren das Tor und gelangen in die untere Altstadt.



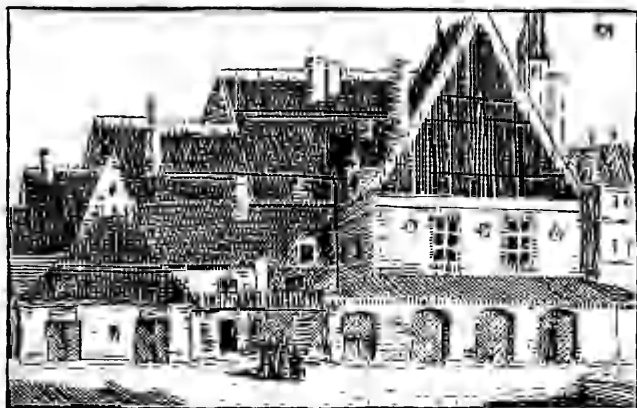


Abbildung 7.

Die untere Altstadt.

Was kann reizender sein, als das Bild einer Stadt des Mittelalters? Künste, die nur Reichtum ernährt, zogen herbei, kunstreiche Kirchen und öffentliche Gebäude stiegen auf in den sicheren Mauern, grün bepflanzte Plätze erheiterten die zutraulichen Wohnungen, und darinnen ein arbeit-sames, reges Schaffen neben aller Lust in Spiel, Scherz, Tanz und Kriegsübungen.

Eines gegründeten Reichtums sich bewußt, gingen die schön gekleideten Bürger daher, stolz auf ihre Freiheit, tapfer sie verteidigend gegen jede Anmaßung, großmütig in Geschenken, ehrbar und streng in ihrer Familie und fromm vor Gott.“

Dieses Bild, das uns Wilhelm Grimm von einer deutschen mittelalterlichen Stadt entwirft, wird Alt-Reval vom 14. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts in vollstem Maße aufgewiesen haben. Wenn wir nach dem Abstiege vom Langen Domberg das Stadttor, welches die Unterstadt gegen den Dom abschließt, durchschritten haben und uns nun mitten zwischen den hochgiebligen Häusern ergehen, können wir uns lebhaft in frühere Zeiten zurückversetzen, namentlich in den Straßen, wo die Hand der Neuzeit mit ihrem, häufig kraß zutage tretenden, architektonischen Unvermögen und ihren schreienden Reklameschildern noch nicht zur Herrschaft gelangt ist.

Wenn wir diese alten Wohnhäuser aus gotischer Zeit betrachten, deren ganzer hoher Dachraum als Warenlager diente, erscheinen uns auch die würdigen Gestalten der Hansakaufleute, welche sich und ihren Nachkommen diese festen Häuser schufen. Wir sehen sie in ihrer reichen, pelzverbrämten Tracht mit den westfälischen und rheinländischen, den norddeutschen und holländischen Handelsfreunden auf dem Beischlag vor ihren Häusern stehen und zwischen den Kaufleuten und Schiffern aus England, Brügge, Antwerpen, Großnowgorod, Pskow und Finnland vermitteln und unterhandeln.

Zahlreiche Söldner ziehen herbei und melden sich zum Dienst bei den Handelsherren, denn zu jener Zeit des von den organisierten Seeräuber-

scharen, der „Vitalienbrüder“, arg gefährdeten Handels mußten alle Flotten, welche die Ostsee passierten, kriegstüchtige Mannschaften an Bord haben.

Unter den Straßentypen fallen uns besonders einige Dominikanermönche auf, die Förderer des Unterrichtswesens und Vertreter der scholastischen Wissenschaft; auch Nonnen aus dem Zisterzienser-kloster sehen wir hin und wieder vorbeihuschen, und wohl auch einen Ritter des Deutschordens, hoch zu Roß, stolz seine Straße zum Dom hinaufziehen.

Die markigen Gestalten der zünftigen Handwerker können wir bei der Arbeit beobachten und uns an den meisterhaften Erzeugnissen ihres Fleißes und ihrer Kunstfertigkeit erfreuen; sie waren es, die durch ihre Organisation, durch die genossenschaftliche Kontrolle, die Veredelung des Handwerkes zur Kunst durchzuführen verstanden und die Qualität ihrer gewerblichen Arbeit im Interesse der Konsumenten auf eine Stufe erhoben haben, wie sie seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr erreicht worden ist. In dieser Beziehung überflügelten die deutschen Städte alle anderen Länder, bis schließlich die Mängel der Zunftpolitik, die in der Unterdrückung des industriellen Großbetriebes bestanden, offen zutage traten, und namentlich Deutschland mit Industrieprodukten aus England, Holland und Frankreich geradezu überschwemmt wurde.

Kehren wir nach diesem kleinen Seitensprung zur Betrachtung unserer Stadt zurück.

Alt-Reval gehört seiner ganzen Anlage nach zu den frühmittelalterlichen westdeutschen Festungsstädten. Auf den ersten Blick hat es etwas Überraschendes, daß der Zusammenhang mit den ostdeutschen Siedelungen nur ein recht loser ist, denn von hier aus hätte ja der Nachbarschaft wegen eine etwaige Beeinflussung viel leichter und natürlicher stattfinden können, als vom weiter ab gelegenen Westen. Jedoch ein Blick auf die Grundrißdispositionen der Städte Aachen, Soest, Dortmund, Paderborn und Münster überzeugt uns sofort von ihrer nahen Verwandtschaft mit Reval. Im alten Kern dieser Städte finden wir ein scheinbar system- und gesetzlos verlaufendes Gewirr krummliniger, durch Quergassen miteinander verbundener Straßenzüge, die aber bei genauerer Betrachtung größtenteils eine radiale Anordnung zeigen: sie führen von allen Richtungen zu einem gemeinsamen Zentrum — zum Marktplatz.

Ein anderes Bild des Grundrisses weisen die Kolonistenstädte Ost-Deutschlands auf; hier finden wir im Kern der Stadt einen direkt neuzeitlich anmutenden, überall wiederkehrenden geometrischen Grundriß von überraschender Regelmäßigkeit. Es sind dies planmäßige Stadtgründungen des späteren Mittelalters, zu welchen vornehmlich die Städte Breslau, Posen, Königsberg, Danzig, Stettin, Lübeck

und Leipzig gehören; alle waren von einem Festungsgürtel ovaler oder kreisrunder Form umgeben, innerhalb dieses Gürtels aber kreuzten sich die Straßenzüge unter rechtem Winkel.

Gegenüber diesen bewußten Gründungen stehen die westlichen Städte und mit ihnen Reval als Ergebnisse einer allmählichen, sich über lange Zeiträume erstreckenden Entwicklung da und tragen den Stempel des natürlichen Werdens, des organischen Wachstums an sich.

Der Verkehr in diesen Städten vollzieht sich, sofern sie nicht über ein gewisses Maß anwachsen, in der denkbar angenehmsten Weise; das Vorhandensein vieler Diagonalstraßen gibt uns die Möglichkeit, meist auf dem kürzesten Wege zwischen zwei Punkten zu verkehren, wobei die geringe Krümmung der Straßenzüge gar nicht in Betracht kommt; auch bei der Anlage neuer Vorstadtteile dürfen wir uns nicht vom künstlich-geometrischen System hinreißen lassen, da wir neben dem Fluch der Langeweile, der solchen starren, zweckmäßig sein sollenden Anlagen anhaftet, in Wirklichkeit nicht einmal diese Zweckmäßigkeit und auch keine Beschleunigung des Verkehrs erzielen! In einem „amerikanischen“ Stadtviertel, das im Schachbrettschema angelegt ist, müssen wir, da Diagonalverbindungen fehlen, stets die Summe zweier Katheten, die ja bekanntlich größer ist als die Hypotenuse, abgehen, falls wir es nicht zufällig mit einem Punkte zu tun

haben, der geradlinig vor oder hinter uns, rechts oder links von uns liegt.

Die Straßen Revals, deren Namen vielfach auf eine frühmittelalterliche Entstehungszeit hinweisen, auf eine Zeit, als man es liebte, sie nach den in ihnen zunftweise vertretenen Berufsarten oder nach besonderen Ständen zu benennen, weisen nun alle eine leichte Krümmung oder einen kleinen Knick in ihrem Laufe auf; dieses Fehlen jeglicher strengen schematischen Aufteilung bei der Anlage der Straßenzüge und Häuserblocks ist es, das im Verein mit einer wohl gelungenen Bebauung wesentlich zur Erzielung des lebenswarmen, anheimelnd-gemütlichen Eindruckes der Stadt beiträgt. Zu den ältesten, nach den in ihnen ansässigen Gewerbetreibenden genannten Straßen gehört z. B. die Schuhstraße, ferner die kleine Schroder- (Schneider-) Gasse, die jetzt Apothekerstraße heißt und früher von der Schneiderzunft bewohnt wurde. In der Krämer-, jetzt Goldschmiedestraße, konzentrierten sich schon in ältester Zeit die Krämer mit ihren Warenbuden, in der Schmiedestraße betrieben die Schmiede ihr Handwerk, und in der Karri- oder Viehstraße die Schlächter. Daß im Weckengang schon seit alters her Backwaren feilgeboten wurden, von denen er den Namen erhalten hat, liegt auf der Hand.

Von Straßen, die nach gewissen Ständen benannt sind, wären zu nennen: die Königs-, die Ritter-, die Mönch- und die Süsternstraße; die Rußstraße, die

mit der früheren Mönchstraße identisch ist, hat ihren Namen wohl von der ältesten russischen Kirche, der Nikolaikirche, die urkundlich bereits im Jahre 1413 erwähnt wird.

Die Bauordnungen, die heute dem entwerfenden Architekten viel Kopfzerbrechen machen, zumal sie oft mit ästhetischen Forderungen kollidieren und manches hübsche Motiv gänzlich ausschalten, waren zu jener Zeit, als es den Spekulationsbau noch nicht gab, die denkbar einfachsten, und ihre Zahl war überaus gering. Sie beschränkten sich im wesentlichen darauf, den massiven Steinbau im Innern der Stadt anzuordnen, um den häufig vorkommenden verheerenden Stadtbränden vorzubeugen; außer diesen Maßnahmen der Feuersicherheit waren nur wenige konstruktive und hygienische getroffen. Ein hübsches Beispiel der mittelalterlichen öffentlichen Kundgebung eines der wenigen wichtigen Baugesetze finden wir in Straßburg, wo das Maß der erlaubten Überhänge (Vorkragung der oberen Stockwerke beim Fachwerkbau) durch eine Inschrift an der Südwand des Münsters zur allgemeinen Kenntnissnahme gegeben ist; wir lesen noch heute die Worte: „diz ist die masze des uberhanges“. Das war so ziemlich alles, was der Rat, die Behörde, vorschrieb; im übrigen vertraute man dem Erfahrungssatze, daß das Unzweckmäßige sich nicht bewährt und kein Bestehen hat, daher auch von jedem Bauherrn im eigensten Interesse vermieden wird.

Gewaltsam eine Bauform zu vernichten, die durch jahrhundertlanges Bestehen ihre Existenzberechtigung dokumentiert, ist entschieden verfehlt; wie gut hätten z. B. die zur Belebung des Straßensbildes viel beitragenden Beischläge noch bestehen können, wenn nicht der Verkehrsfanatiker Marquis Paulucci sie vor ca. 100 Jahren hätte mit Stumpf und Stiel ausrotten lassen. Nach Ansicht solcher Leute muß „das Menschenleben sich allmählich zu einer Hetze und wilden Jagd entwickeln: also rasch alles aus dem Wege räumen, was der Weiterentwicklung zu immer tollerem Hetzjagd im Wege stehen könnte; um Gotteswillen alle Ecken und krummen Linien vermeiden, nur immer ganz gerade Straßen, damit der Mensch in seiner tollen Fahrt durchs Leben wie besessen einherfahren kann, ohne nach rechts und links zu sehen.“ (Schultze-Naumburg.) Es hätte von Fall zu Fall entschieden werden müssen, ob der um ein paar Stufen erhöhte Vorplatz vor dem Hauseingang wirklich dem „Verkehr“ so überaus hinderlich ist, was bei dem ruhig und gemächlich dahinfließenden Leben Revels wohl kaum zutreffen dürfte. Viele Straßen Danzigs, die durch die Beischläge ihr eigenartig-schönes Gepräge erhalten, beweisen es, daß auch in einer verkehrsreicheren Stadt dieses alte gemütliche Schmuckmotiv durchaus nicht vernichtet zu werden braucht. In Reval wäre dieses Motiv noch stellenweise sehr gut anwendbar, da die Innenstadt noch nicht den Charakter einer ausschließlich dem Er-

werbsleben dienenden City hat, sondern noch im weitesten Maße Wohnzwecken dient.

Hierin liegt auch der Grund dafür, daß in Reval das Verkehrsleben nicht von jener nervösen Hast und Eile ist, wie in jenen Städten, die ausgesprochen in zwei Teile zerfallen: die innere Geschäftsstadt und den äußeren Kranz von Wohnvierteln; durch eine solche Trennung von Familie und Arbeitsfeld wird das täglich sich mehrmals wiederholende Ein- und Ausströmen großer Menschenmassen hervorgerufen, das dem städtischen Leben jegliche Ruhe und Behaglichkeit raubt. Donnernde elektrische Bahnen, Hoch- und Untergrundverkehr, schnaufende Autobusse von fabelhaften Dimensionen braucht man in Reval noch lange nicht; man ist seines Lebens völlig sicher, wenn man durch die gemütvollen Straßen spaziert, ja, es ist selbst keine Tollkühnheit, einen Platz zu überschreiten, oder einmal quer über die Straße zu gehen! Wohlig-behägige Gemütsruhe herrscht hier, und es erscheint uns kaum faßlich, daß es irgendwo in der Ferne Städte gibt, die einem Ameisenstaat gleichen, wo die Häuser unserm Olaiturm an Höhe gleichkommen, wie die Himmelsstürmer (sky-stormers) der amerikanischen Städte, oder wo es Mietskasernen gibt, in deren um zahlreiche Höfe gruppierten Räumen ca. $\frac{1}{30}$ der Revaler Gesamtbevölkerung wohnt, wie im größten Berliner Miets Hause und der Ackerstraße!

Reval kann sich glücklich schätzen, daß es den Zusammenhang mit Himmel und Erde, Meer und

freier Natur noch nicht verloren hat und seine Einwohner noch ein menschenwürdiges Dasein führen können.

* * *

Das Zentrum der unteren Altstadt bildet der Große Markt mit dem Rathause, das gegen Ende der Dänenzeit gegründet, während der Ordensherrschaft vollendet und ausgebaut wurde. Die Auf-
führung des jetzt bestehenden Turmes mit seinem reizend graziösen Renaissancehelm hat um 1635 stattgefunden unter der Leitung des Ratsherrn Johann Müller von Kunda. Das überaus anheimelnde Gepräge des Großen Marktes, der in dieser Beziehung von keinem andern Platze der Stadt oder Vorstadt auch nur annähernd erreicht wird, liegt in der vollendeten Geschlossenheit der Platzwirkung. Die Einmündungen der Straßen sind alle derartig feinfühlig angeordnet, daß wir in keine von ihnen weit hineinsehen können, daß nirgends eine klaffende Lücke entsteht, sondern das Bild sich harmonisch rings um den Beschauer herum schließt. Wenn die Bauten, die den Revaler Marktplatz begrenzen, außer dem Rathaus und der Stadtwage, auch nur schlichte, nordisch-ernste Bürgerhäuser sind, die mit der glänzenden Prachtarchitektur einer Piazza San Marco oder eines Hildesheimer Marktplatzes nicht wetteifern können, so ist doch das Haupterfordernis einer guten Platzwirkung: der saalartige geschlossene Eindruck auch hier mit den einfachen Mitteln der künstlerisch gelungenen Disposition der

Bebauung und der feinen Straßenführung in vollstem Maße erreicht. Der Platz wirkt wie ein unter freiem Himmel hinaus erweiterter Ratssaal, dessen Wände die Häuserfronten bilden, und hatte auch dementsprechend im Mittelalter die Bestimmung, der Hauptbrennpunkt des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens zu sein.

Zur Zeit der weihnachtlichen „Hauptdrunken“ sehen wir die Gildenbrüder unter Vortritt der Fackeltänzer und Musikanten in fröhlich-prunkvollem Aufzuge über den Markt zum Rathause ziehen und nach dem Festmahl wieder zurück zu den Gildenhäusern tanzen; besonders aber während des Fastelabends im Februar war der Markt der eigentliche Festplatz: Pauken und Trompeten begleiteten die Prozessionen der Schwarzhäupterbrüder, die mit geschmückten Tannen auf dem Platze erschienen, wildbewegte Reigentänze aufführten und allerlei Mummenschanz trieben. Auch die Waffenspiele, die im 14., 15. und 16. Jahrhundert eifrig gepflegt wurden und eine festlich glänzende Ausstattung erhielten, fanden um die Fastnachtzeit auf dem Marktplatze statt und bestanden hauptsächlich in Stechspielen und Ringelrennen, die namentlich von Gliedern der Gilden und den Schwarzhäuptern ausgeführt wurden, die es meist zu ritterlicher Fertigkeit in solchen Kampfspielen gebracht hatten.

Auch als Mittelpunkt des gesamten Handels spielte der Markt eine bedeutende Rolle; Schaufenster gab es zu jener Zeit gar nicht: die Waren der

Krämer, Tuchhändler, Gewandschneider und Handwerker wurden auf dem Markte und in den Lauben des Rathauses ausgelegt und feilgeboten. Die aus der ländlichen Umgebung mit landwirtschaftlichen Produkten zu Markte strömenden Bauern mögen in ihrer buntfarbigen Nationaltracht wesentlich zur Belebung des Marktgetriebes beigetragen haben. Auch in der nächsten Umgebung des Marktes entstanden, an größere Bauten angeschmiegt, zahlreiche kleine Kramläden, die jetzt meist verschwunden sind, da der Viktualienmarkt in die Vorstadt verlegt wurde. Nur an der westlichen Schmalseite des Rathauses kleben noch ein paar solcher solide in Stein ausgeführten Schwalbennester.

Was das Rathaus selbst betrifft, so hat es leider in dem, in künstlerischen Dingen so wenig glücklichen 19. Jahrhundert stark gelitten und ist in seiner vornehmen Wirkung bedeutend abgeschwächt worden. Erstens einmal sind die Fenster verändert worden und ganz in die Fassade gerückt, so daß diese jetzt einen wenig erfreulichen flachen Eindruck macht, und zweitens ist durch die Schließung des Laubenganges dieser Eindruck noch verstärkt worden. Unglückliches merkantiles Genie! Du hast den schönen gemütvollen Laubengang, der mit seinen kräftigen Schatten der Rathausfassade die belebende Plastik der Erscheinung verlieh und den Passanten wohl oft als Wetter- und Regenschutz willkommen war, vernichtet, indem du ihn an Gemüse-, Spielwaren und Wursthändler vermietet hast, um einer

kleinlichen Einnahme willen! So arm ist Reval fürwahr nicht, daß es nötig wäre, pietätlos die Werke der Vorfahren zu verunzieren!

Wie im Äußeren, so hat auch im Inneren eine beklagenswerte Umgestaltung stattgefunden. Wo ist der imposante, 7,5 m hohe, in einer Länge von 16 m die ganze Breite des Obergeschosses einnehmende Saalbau? Von Banausenhand ist dieser im Baltikum einzig in seiner Art dastehende Repräsentationsraum der Stadt in horizontaler Richtung durch eine Holzdecke in zwei Teile zerlegt worden und in eine Reihe von Kammern und Kämmerchen für städtische Kanzleien aufgeteilt!

Die Aufgabe des 20. Jahrhunderts ist es, diese ästhetischen Sünden einer Zeit der Mißkultur wieder gutzumachen durch die Wiederherstellung des Laubenganges und des Rathaussaales in ihrer ursprünglichen Form.

An der Westseite des Rathauses bildet sich zwischen den beiden obenerwähnten „Schwalbennestern“ ein stilles Plätzchen, das sich für uns, die wir darauf ausgehen, in aller Ruhe schöne Städtebilder zu betrachten, als Standpunkt vortrefflich eignet. Wir haben hier zunächst die (Abb. 7) alte, aus der Ordenszeit stammende Stadtwage mit ihrem hohen Walmdach vor uns, einem schlichten Bau, der als einzige Verzierung einige Medaillons mit Köpfen erhalten hat; hier übte die Stadt das Recht des Wagezwanges aus, das sowohl für überseeische Waren, die vom Hafen kamen, als auch

für Landesprodukte in Anwendung kam und ein wichtiges städtisches Privileg bildete. Hinter dem Waghause ragen die mächtigen Dächer einiger alter Revaler Kaufhäuser auf, die sich zu einer imposanten Gruppe zusammenschließen und ein Bild von außerordentlicher Eigenart und spezifisch nordischem Charakter ergeben. Treten wir aus unserm Eckchen hervor, um den Blick weiter nach rechts schweifen zu lassen, sind wir erfreut, den harmonischen, einheitlichen Eindruck des eben genossenen Bildes in den Häusern am Anfang der Apothekerstraße und der östlichen Marktseite fortgeführt zu sehen. Hier in der nordöstlichen Ecke des Marktplatzes dominiert die schon seit 1422 bestehende „große Apotheke“ und ihr Nachbarbau; beide tragen große, zur Straße abgewalmte Dächer, während unter den Bauten der östlichen Marktseite besonders einige dem Platze zugewandte Giebel unsere Aufmerksamkeit fesseln.

Überschreiten wir den Marktplatz in der Diagonalrichtung, um von der Mündung des Weckenganges, bevor wir diesen betreten, noch einen Blick auf das Rathaus und den rechts von diesem über die Privathäuser ragenden, fein profilierten Turmhelm der St. Nikolaikirche zu werfen.

* * *

Der Weckengang, der urkundlich schon im 14. Jahrhundert erwähnt wird, ist nur für Fußgänger bestimmt und erfreut sich einer sehr regen

Frequenz; die Anordnung dieses Verbindungsganges zwischen Langstraße und Großem Markt ist durchaus keine zufällige, sondern eine von unsern alten Städtebaumeistern reiflich überlegte; hätten sie an der Stelle des Weckenganges eine Fahrstraße eingerichtet, würde der ganze Strom des Wagenverkehrs von der Langstraße sich durch diese ergießen, und die Ruhe und Behaglichkeit des Platzes wäre vernichtet; wir hätten eines jener neuzeitlichen Gebilde, das den Namen eines Platzes nicht verdient, sondern lediglich als Kreuzungspunkt vieler Fahrstraßen aufzufassen ist; ein Beispiel eines solchen unruhigen Kreuzungspunktes ohne jegliche Platzwirkung, die auch bei einstiger voller Bebauung nur mangelhaft zustande kommen wird, ist der Russische Markt.

Verbindungswege, die nur dem Personenverkehr dienen, sind Motive, die in unsrer Zeit gänzlich in Vergessenheit geraten sind oder prinzipiell vermieden werden, wie nützlich und praktisch sie aber sind, davon legen der Weckengang und seine Fortsetzung zur Breitstraße, der Börsengang, beredtes Zeugnis ab.

Rechts am Weckengange liegt die Kirche zum Heiligen Geist, ein Bau, an dessen Stelle schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts eine Kapelle des Stadtsiechenhauses zu St. Spiritus existierte, der aber in jetziger Gestalt wohl erst gleichzeitig mit dem Rathause vollendet sein dürfte, also gegen Ende des 14. Jahrhunderts. Der interessanteste Kunstgegenstand, der im rechteckigen Chorraum

der zweischiffigen Kirche aufgestellt gewesene geschnitzte Flügelaltar, hat jetzt in der Antoniuskapelle der St. Nikolaikirche Aufnahme gefunden, nachdem er lange Jahre in der Heiligen Geistkirche ein unwürdiges Dasein geführt hatte, das seinem hohen Kunstwerte gar nicht entsprach. Der prächtige Altar, der im Jahre 1484 in Lübeck vom Bildschnitzer Berent Notken angefertigt wurde, stand mit der Bildseite gegen die Wand gekehrt, so daß selbst eine Besichtigung schwerfiel und die schönen Bildwerke: im Mittelfelde die Ausgießung des heiligen Geistes, im rechten Seitenflügel die heilige Elisabeth und der heilige Viktor und im linken der heilige Olaus und die heilige Anna, gar nicht zur Geltung kamen. Auch die Kanzel, eine Stiftung des Bürgermeisters Heinrich von Lohn, ist mit ihren guten Schnitzereien, den Säulchen, Evangelistengestalten und dem zierlichen Portal eine bemerkenswerte Arbeit des 17. Jahrhunderts.

Der kupfergedeckte, schlankaufstrebende Helm des Turmes gehört gleichfalls dem 17. Jahrhundert an und weist, wie auch der ganze übrige Bau, auf nahe Verwandtschaft mit dem Rathause hin.

Wie in Kiel und Stralsund die Ratmannen vor Beginn der Sitzungen in den dem Heiligen Nikolaus, dem Schutzpatron der Seefahrer geweihten Kirchen einer Messe beizuwohnen pflegten, so begab sich der Revaler Rat vor Beginn seiner richterlichen Tätigkeit mit feierlichem Gepränge in die Kirche zum Heiligen Geist, die daher zu jener Zeit den

Namen der Ratskapelle führte. Ihr außerordentlich schlanker Turm ist nur mit größter Mühe zu besteigen, da weder Treppen noch Leitern vorhanden sind; nur Leuten mit schlanken, jugendlich-geschmeidigen Gliedern ist es möglich, bis zur Galerie zu gelangen und hier, direkt unter der Glocke kauend, einzigartige Eindrücke aufzunehmen von der alten Stadt, die sich tief unten ausbreitet.

Nachdem wir den Weckengang durchschritten haben, treten wir auf eine platzartige Erweiterung der Langstraße hinaus und sehen vor uns den stattlichen Giebel der Großen Gilde emporragen. Rechts zweigt die Heiligengeiststraße ab, an der sich manch interessantes Wohnhaus mit originellem Hofe befindet, und links sehen wir die Langstraße hinauf zum Langen Domberg, ein schön geschlossenes Straßenbild; unser Blick wird in dieser Richtung vom Riesenkampffschen Eckhaus gefesselt, das, den Giebel zur Mundtenstraße gewandt, der Langstraße eine Dachfläche zuwendet, die ihresgleichen sucht. Doch wenden wir uns dem Gildenhause, der jetzigen Börsenhalle zu. Dieser mit seiner Schmalseite zur Langstraße liegende Bau wurde um 1410 vollendet, und zeigt in seiner schlichten Architektur alle charakteristischen Merkmale der alten Revaler Baukunst. Der hohe Giebel, der an seiner Spitze ein kleines Schutzdach für den Windebalken trägt, ist durch vier Blendnischen aufgeteilt, die bis zu einem stark abgeschrägten, nordisch-gotischen Gesimse hinabreichen, welches den Unterbau vom Giebel trennt.

Zwischen den Mittel- und Seitennischen beleben Vierpässe mit dem Danebrog die Wandfläche. Die Fassade des Untergeschosses ist rein aus dem Bedürfnis heraus geschaffen, ohne daß auf strenge Symmetrie Gewicht gelegt ist: das Portal mit seinen profilierten Laibungen und den interessanten bronzenen Türklopfern ist nach links aus der Hauptachse gerückt und führt in eine stattliche, mit drei Kreuzgewölben überspannte Vorhalle. Leider ist dieser schöne Raum auch, wie der Rathaussaal, durch Scheidewände in späterer Zeit zerlegt worden und hat auf diese Weise seine architektonische Wirkung völlig eingebüßt. Aus der Vorhalle gelangen wir rechts in die gleichgroße Gildenstube, die ihr Licht von der Langstraße durch zwei hohe Spitzbogenfenster erhält. Der große Gildensaal schließt sich der Vorhalle und der kleinen Gildenstube an und nimmt die ganze Breite des Gebäudes ein; er muß im farbenfrohen Mittelalter und in der Renaissancezeit, als man die grauliche Kalktünche noch nicht kannte, einen wunderbaren Eindruck gemacht haben. Die Säulen mit ihren skulptierten Kapitälern prangten in satter Polychromie, durch die Fenster perlte das Licht wie Brillanten und Rubinen, denn kostbare Glasmalereien und Wappen schmückten sie und ließen hier goldige und dort smaragdene Reflexe auf der reichgeschnitzten Vertäfelung der Wandflächen aufblitzen.

In der kleinen Gildenstube erinnert uns ein Lünettenbild von Pezold an eine fröhliche Feier,

die während der ca. 250 jährigen wirtschaftlichen und künstlerischen Glanzzeit Revals alljährlich von der Großen Gilde unter reger Beteiligung der gesamten Bürgerschaft begangen wurde: es ist das Maigrafenfest, in dem das Jubeln und Singen des erwachenden Lenzes widerklang. Die Glieder der Gilde zogen im Verein mit den Schwarzhäupterbrüdern, hoch zu Roß, vor die Tore der Stadt zu festlichem Waffenspiel; der Tüchtigste, der Sieger in den Kampfspielen, wurde zum Maigrafen erkoren, der sich nun die schönste der Jungfrauen zur Maigräfin wählte, auf daß sie ihm die Bürde des Regiments tragen helfe, die in der Leitung einer ganzen Reihe von Festlichkeiten bestand. Beim Einzug in die Stadt erschallten die Pauken und Trompeten der Spielleute, die Pfeifen schrillten und die Trommeln rasselten, während das festlich geschmückte, in blühender Jugendschöne strahlende, den Frühling symbolisch verkörpernde Maigrafenpaar unter Vortritt eines Pagen, der an hohem Stabe einen Kranz mit wehendem Bänderschmuck trug, durch die große Strandpforte zum Gildenhause zog. An solchen Tagen ruhte das emsige Schaffen, die Bürger, die Händler, die Handwerker zogen in hellen Scharen dem Festzuge nach, alle Schenken erschallten von lustigen Liedern und Tanz — da der Götterfunke der Frühlingsfreude alle Herzen entzündet hatte.

Ein ähnliches Heim, wie die Große Gilde, wird auch die Kanutigilde gehabt haben, doch wissen wir wenig über die architektonische Ausbildung der-

selben, da ein Neubau aus dem Jahre 1864 ihn verdrängt hat, ein Bau, der mit seinen braun angestrichenen Zinkstatuen des heiligen Kanutus und Martin Luthers den ganzen Verfall und die Hohlheit des architektonischen Schaffens seiner Entstehungszeit zum Ausdruck bringt.

Weiter folgt das Haus der Olai-Gilde, dessen prächtiger Saal, der aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammt, heute zu einem Magazin für Wirtschafts- und Hausgeräte eingerichtet ist und, obwohl seinem eigentlichen Zweck entfremdet, doch noch gut erhalten ist. Die Gewölbe sind hier reicher ausgebildet als in den übrigen alten Saalbauten Revals: wir sehen schöne Sterngewölbe, die durch profilierte Rippen gegliedert und getragen werden. Das Äußere des Hauses hat durch das Abtragen des baufälligen Giebels seinen Wert für das Straßensbild eingebüßt.

Das nun folgende Schwarzhäupterhaus mit seinem Nebenbau ist gegen Ende des 16. Jahrhunderts entstanden und gehört somit einer Zeit an, die im Westen die herrlichsten Blüten der Renaissancearchitektur gezeitigt hat. Doch Revals Blütezeit war mit der Ablösung der Ordensherrschaft durch schwedisches Regiment seit 1561 vorüber, es ging allmählich einer Verfallzeit entgegen und die Schwarzhäupterfassade zeigt uns, daß die Kunst dieser Zeit, namentlich das architektonische Schaffen, mit dem Westen nicht mehr Schritt zu halten vermochte. Wie kraft- und saftlos erscheint diese

Fassade, die doch wie keine andere reich mit Skulpturen, Profilen, Gesimsen geschmückt ist, neben den in ihrer großformigen Einfachheit so monumental und selbstbewußt wirkenden Bauten der Ordenszeit! Die Fassade zeigt uns deutlich, wie schädlich es ist, eine Wirkung gewaltsam erzwingen zu wollen, die nicht im Charakter des Erbauers und des durch ihn zum Ausdruck gelangenden Volksgeistes begründet ist. Dem nordisch-gothischen Geist Revals entspricht das zierliche Liniengetändel eines Renaissancegiebels nicht, daher ist der Umriß des Schwarzhauptergiebels auch bockig, rauh und ungeschliffen ausgefallen und hat einen allzufrühen Abschluß in einem geraden Gesimsstück gefunden.

Die Reliefplatten, die in die Fassade eingelassen sind, weisen zum Teil künstlerische Qualitäten auf, so die zwischen den Fenstern des Obergeschosses angebrachten Tafeln, welche zwei Ritter darstellen, die mit eingelegten Lanzen aufeinander zusprengen.

Diese Darstellung eines Turniers deutet auf das kriegerische Wesen der Korporation hin, die sich als Reiterei bei der Stadtverteidigung vielfach auszeichnete und kriegerischen Ruhm erwarb, ja ihre Kriegsunternehmungen sogar bis Norva ausdehnte. Über dem mit Löwenköpfen verzierten Fries, der Obergeschoß und Giebel trennt, sehen wir die Relieffiguren der durch ihre Attribute gekennzeichneten Justitia und Pax, und im obersten Giebelfeld die Gestalt des segnenden Christus.

Der Rundbogen des Portals wird vom Schwarzhäupterwappen bekrönt, dem von zwei Löwen gehaltenen Schild mit dem Kopfe des heiligen Mauritius; neben dem Portale sind zwei wappengeschmückte Steine des einstigen Beischlages angebracht, die mit der Jahreszahl 1575 signiert sind.

Der spitzgieblige Nebenbau des Haupthauses hat seine alte schlichte Gestalt behalten und trägt zum Schmucke nur zwei Wappenschilder und die Darstellung des heiligen Georg, letztere hoch oben in der Spitze des Giebels.

Das Innere des Schwarzhäupterhauses birgt eine reiche Sammlung mittelalterlicher Kunstprodukte, einen wertvollen Flügelaltar, zahlreiche Porträts und einen bedeutenden Silberschatz; das nähere Eingehen auf diese Werke würde aus dem Rahmen der Streifzüge fallen, da wir es auf unseren Wanderungen durch Reval hauptsächlich mit Fragen des künstlerischen Städtebaues und der Architektur zu tun haben.

Neben dem bewegten Umriß des Schwarzhäuptergiebels kommt die mächtige Ruhe der klassizistischen Fassade des Nachbarhauses zur Linken, das aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt, voll zur Geltung. Ins palastartig-monumentale ist die Formensprache dieses vornehmen dreigeschossigen Wohnhauses gesteigert — ohne dabei auch nur im geringsten aufdringlich oder großsprecherisch zu wirken. Das kraftvolle Untergeschoß, das sein Licht durch Rundbogenfenster erhält, trägt eine durch

zwei Geschosse strebende Pilasterordnung mit Volutenkapitälen, die von einem schön durchgebildeten Hauptgesims abgeschlossen wird; über dem Mittelrisalit erhebt sich ein Giebel mit schwungvoll gearbeitetem Pflanzenornament. Die drei Fenster dieses Mittelrisalits sind im ersten Obergeschoß durch Spitzgiebel bekrönt, die von Konsolen getragen werden, während das Betonen der übrigen Lichtöffnungen durch einfache gerade Verdachungen erzielt ist. Das wuchtig aufsteigende hohe Ziegeldach bezeugt, daß dieser Bau kein hinzugekommener Fremdling aus fernem Süden ist, dessen Detailformen er zur Schau trägt, sondern ein Bruder aller alten Revaler Bauten, denn nordisches Blut rollt in seinen Adern!

* * *

Wenden wir jetzt der Straße unsere Aufmerksamkeit zu, so bemerken wir, wie reizvoll eine derartige Abzweigung im spitzen Winkel ist, wie es hier beim Brokusberg der Fall ist. Verstärkt wird der malerische Eindruck noch durch das abfallende Terrain des Berges, durch die Bepflanzung des Grünmarktes und die leichte Richtungsänderung der Langstraße. In ausgeprägter Individualität erschließen die alten, in sanften Kurven geführten Straßen dem Beschauer fortwährend neue und interessante Ausblicke, wie es bei schnurgeraden Verkehrswegen nie der Fall sein kann. Solche Straßen, an denen die Häuser wie Rekruten nach der Schnur ausgerichtet dastehen, weisen mit sämt-

lichen Fluchtlinien nach ein und demselben Punkte, der dann auch den Blick unwiderstehlich auf sich lenkt und fesselt; findet sich nun hier im Zielpunkt kein abschließender Prospekt und führt die Straße ins Blaue hinein — werden wir gelangweilt und ermüdet, zumal wir die Fassaden der Häuser im Gehen auch nur mangelhaft sehen können — der gleichmäßigen starken perspektivischen Verkürzung wegen.

Wie anders ist es bei Straßen, die in ihrem Lauf eine Biegung haben, einen kleinen Knick aufweisen oder in einer Doppelkurve geführt sind! Das Gehen wird hier zum Genuß, was bei den Revaler Straßen der Innenstadt in vollstem Maße zutrifft; wir ermüden nicht, da unsere Aufmerksamkeit fort-dauernd durch neue Bilder gefesselt wird, nirgend sehen wir das „Loch in der Natur“, das zu den typischen Erscheinungen der neuen Schachbrettstädte gehört, überall schließen sich die Bilder zu harmonischer, geschlossener Wirkung zusammen. Bei der geschwungenen Straße kommen auch die Fassaden bedeutend besser zu Geltung, da der Beschauer eine Abwicklung der Häuserfrontkurve vor sich hat und in diesem in sich geschlossenen Bilde das Haus als Einzelindividuum stärker hervortritt und mühelos betrachtet werden kann. Die zusammengesetzte Kurve wirkt auch vorzüglich und bringt viel Leben und Bewegung ins Bild, da in diesem Falle bald die rechte, bald die linke Straßenseite sich vor unserem Blicke aufrollt.

Beispiele für solche wohlgelungene Straßenführungen gibt es in Reval in Hülle und Fülle. —

Setzen wir unsere Wanderung durch die Langstraße zur St. Olai-Kirche zu fort, können wir unterwegs noch manches interessante beobachten: hier ein altes Portal mit gothisch profilierter Umrahmung und schön geschnitzten Flügeln, dort eine eigenartige Fensterform mit hübscher Sprossenteilung, oder wenn wir hin und wieder einen Blick ins Innere eines Hauses werfen, können wir uns auch eine Vorstellung von der alten Wohndiele und ihrer Ausstattung machen. Besonders bemerkenswert ist das Haus an der Ecke der Lang- und Bäckerstraße, dessen Portal, nächst dem des früheren Florellschen Hauses, wohl das gelungenste Erzeugnis auf diesem Gebiete ist und sowohl in der Aufteilung der Flügelflächen als in der schwungvollen Behandlung des figürlichen und pflanzlichen Ornaments, Originalität und tüchtiges Können bekundet.

Offenbarten die Straßenbilder und Bauten, die bis jetzt an unserem Auge in bunter Reihe vorübergezogen sind, einen kunstliebenden, dabei aufs Praktische und Reale gerichteten Bürgersinn, so erwarten uns jetzt Eindrücke, die uns auch vor seinem mächtigen idealen Schwung ehrfurchtsvoll staunen lassen. Wir müssen einem Geschlecht, das Werke wie die St. Olaus-Kirche plante und erbaute, unsre aufrichtige Bewunderung zollen!

Die Gründung von St. Olaus mag in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erfolgt sein,

während der Ausbau der Schiffe und des Chores wohl ca. hundert Jahre später vollendet war und am gewaltigen Turmbau noch bis ins 15. Jahrhundert gearbeitet wurde; an der südlichen Chorseite wurde dann nachträglich im 16. Jahrhundert die Bremerkapelle angefügt, die eine reichere und zierlichere Detaillierung erfahren hat, als die andern Revaler Bauten und mit ihrem Spitzbogenfries, den Fialen, Konsolen und Baldachinen einen reizvollen Kontrast zum Hauptbau bildet. Die Formensprache des Langhauses, dessen Seitenschiffwände durch zweimal abgetreppte Strebebfeiler gegliedert und von hohen schlanken Spitzbogenfenstern durchbrochen werden, sowie die des Turmes ist äußerst schlicht, aber gewaltig und eindrucksvoll durch die bedeutenden Dimensionen; die Gruppierung von Langhaus, Chor, Bremerkapelle und Vorhalle wohlgelungen und harmonisch. Der Vertikalismus der gotischen Architektur, wie er im Außenbau in den aufsteigenden, sich verjüngenden Strebebfeilern, den schmalen, hohen, vertikal aufgeteilten Fenstern und in der Flächenbelebung durch Blendnischen zum Ausdruck kommt, erfährt seine höchste Steigerung im Turmhelm, der, von viereckiger Basis aufsteigend, in elastischer Kurve ins Achteck übergeführt wird und sich zu einer Höhe von 139 m erhebt. Dieser Turm, der Stolz Revals, ist der Kirche oft verhängnisvoll geworden — denn allzu herausfordernd ragt er in höhere Sphären; der Blitz hatte ihn nicht weniger wie siebenmal getroffen, manchmal leicht

und manchmal schwerer, bis im Juni des Jahres 1820 die ganze Kirche sein Opfer wurde und eine rauchende Ruine den Platz bezeichnete, wo der stolze Bau sein Haupt so kühn erhoben hatte. Der Wiederaufbau der Kirche, den Reval Kaiser Nikolaus I. verdankt, war bereits in 14 Jahren vollendet, doch blieb der Verlust der alten Ausstattungsgegenstände unersetzlich und das Innere der Kirche macht heute zwar einen imposanten, aber nüchternen und kalten Eindruck. Nur der Chor ist dank seiner prachtvollen Architektur auch in seiner jetzigen Verfassung von hinreißender Wirkung: vier schlanke Pfeiler tragen die reichen Sterngewölbe und mächtige Fenster lassen das Licht in flutenden Strömen ein. —

An der Außenmauer des Chores gewahren wir zwischen zwei Strebepfeilern das Kenotaph des Hans Paulsen, das aus dem Jahre 1514 stammt. Die dargestellten Szenen aus der Passionsgeschichte sind in einem ausgezeichneten Reliefstil gearbeitet und deuten auf die Schule des großen Adam Krafft zu Nürnberg hin; das Lebenswahre und zugleich künstlerisch Abgeklärte der Darstellung läßt im Verein mit der gut ausgedrückten Bewegung und der geschickten Gewandbehandlung auf einen reifen Künstler schließen. In der unteren Nische ist ein Skelett gebildet, mit einer Kröte auf der Brust und einer sich um den Schädel windenden Schlange, während die Rückwand der Nische durch eine Inschrifttafel abgeschlossen wird, die uns die alte

Weisheit predigt, daß des Menschen Leben wie „roek vergheyt“.

* * *

Weitergehend gelangen wir zu einer Häusergruppe, die mit ihren der Langstraße zugekehrten Giebeln uns ein unverfälschtes Bild aus Alt-Reval bietet. Das schön profilierte Portal des Eckhauses liegt in der Hauptachse, zu beiden Seiten flankiert von spitzbogigen Fenstern mit abgeschrägten Laibungen, die der Diele Licht spenden. Die Fassade wird durch drei flachbogig geschlossene Lichtöffnungen durchbrochen, die durch Betonung der Hauptachse das Auge zum Giebel hinaufleiten. Dieser ist durch schmale Blendnischen belebt und streckt noch heute den kräftigen Aufzugsbalken mit dem alten rostigen Haken heraus; zwei große runde Blendnischen sind in der Wand des zweiten Obergeschosses angeordnet. Die kleineren Nebenhäuser zur Rechten schließen sich in vorzüglicher Harmonie diesem Hauptbau an, während der abschließende Prospekt der Langstraße — die kräftigtrotzige Große Strandpforte — zur Verstärkung des Eindruckes einer altersgrauen, festen Stadt wesentlich beiträgt.

Die Große Strandpforte in ihrer jetzigen Form ist eine Umgestaltung der älteren Torbauten, die aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts stammt; die Neuzeit hat leider sowohl die Dicke Margarethe als auch den westlichen, das Tor flankierenden Turm

mit dem schönen Spitzbogenfries ihrer hohen konischen Ziegeldächer beraubt und ihnen nichtssagende, möglichst flachgedrückte Dächer aus Eisenblech aufgesetzt. In der Laibung des Tores sitzt im Mauer-schlitz noch das alte Fallgatter, und an der Außen-seite sehen wir zu beiden Seiten des überaus zierlich und elegant gearbeiteten Stadtwappens zwei Öff-nungen für die Ketten der Zugbrücke. Das Wappen mit dem Danebrog, das von zwei geflügelten Greifen in den Klauen gehalten wird und einen Stechhelm mit reicher Helmzier trägt, ist gleich der Fialen-umrahmung, dem Kielbogen, den Krabben und dem Fischblasenmaßwerk in spätgothischen Formen ge-halten und aus so wetterfestem Material gearbeitet, daß selbst die feinsten Details heute noch zur Geltung kommen; unter dem Schild findet sich auf einem gewellten Bande die Jahreszahl 1539. —

Westlich von der Großen Strandpforte erhebt sich die Schonenbastion eine der wenigen um 1690 fertiggestellten Bastionen, die nach dem großen schwedischen Projekt die ganze Stadt umgeben sollten. Elf derartige Bastionen waren ursprünglich geplant, doch nur drei kamen zur Vollendung: die Schonenbastion im Norden der Stadt und die Bastionen Schweden und Ingermannland an der Südseite des Domes; sie alle dienen jetzt ganz andern als strategischen Zwecken: die schönen auf ihnen eingerichteten Anlagen mit dem schattigen Linden-bestand bilden eine beliebte Erholungsstätte, und auch als Aussichtspunkte über verschiedene Teile

der Stadt, über das Meer und den Hafen leisten sie uns gute Dienste. Um die kolossalen Dimensionen der Olaiikirche richtig abschätzen zu können, muß man sie von der Stadtseite der Schonenbastion betrachten; von hier gesehen erhält der Turm durch die ihm vorgelagerten Wohnhäuser erst den richtigen Maßstab. Absolute Größen gibt es nicht, nur der Kontrast zwischen den Häusern, die uns in ihren Dimensionen annähernd bekannt sind, und dem Turme bringt die bedeutende Wirkung hervor. Einen Monumentalbau so zu stellen und ihn so zu umbauen, daß er durch die Umgebung den Maßstab erhält, ist eine der wichtigsten Aufgaben des künstlerischen Städtebaues. Als Reval im Jahre 1857 aus der Zahl der Landesbefestigungen gestrichen wurde, hatten die Architekten zu ihrem Unglück die Möglichkeit, mit großen freien Plätzen zu rechnen, und so ist es denn den letzten 50 Jahren auch gelungen, fast sämtliche Monumentalbauten auf saubere Präsentierteller zu stellen und sie auf diese Weise fürs Straßenbild völlig wertlos zu machen; man glaubte etwas extrafeines und nobles durch gänzliche Freilegung der Bauten zu erreichen, und mußte zu seinem Bedauern einsehen, daß man das Gegenteil erreicht hatte. Die vorige Periode war sich darüber noch nicht klar geworden, daß sowohl die Anlage von Straßen, als auch das Plazieren von größeren Gebäuden nicht einfach dem Geometer oder Ingenieur überlassen werden darf, sondern zur Wissenschaft, verbunden mit Kunst, zur Städte-

baukunst erhoben werden muß. Wenn es auch nicht immer möglich ist, einen Neubau in ein fertiges Bild als Schlußglied hineinzustellen, so wird es doch stets gelingen, ihn so anzuordnen, daß er im Laufe der Zeit eine umrahmende Umgebung erhält, als Bestandteil des Gesamtbildes wirkt und nicht dazu verdammt ist, für immer isoliert dazustehen.

Verlassen wir die Schonenbastion durch den Ausgang zur Breitstraße, um das Portal und das gewaltig hohe Fenster der Westseite des Olai-Turmes zu besichtigen und um dann unsere Aufmerksamkeit einigen Privathäusern alten Schlages zuzuwenden.

Da ist zunächst auf der rechten Straßenseite das von Hucksche Eckhaus mit seiner vornehmen Eintrittshalle oder Diele bemerkenswert; wenn die Ausstattung uns auch nicht die älteste Fassung zeigt, so entstammt sie doch einer Zeit gediegener Geschmackskultur. Die breite, zur Galerie führende Treppe mit ihrer Balustrade, die hübsch aufgeteilten, zur Diele führenden Fenster und der Hauptschmuck, ein Gemäldefries, wirken zusammen, um den gediegenen geschmackvollen Eindruck hervorzubringen. Hier sind Kulturwerte geschaffen, die ihrem Schöpfer zu dauerndem Ruhme gereichen. —

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite erhebt sich eine Häusergruppe, die zu den allerinteressantesten Zeugen der großen Hansavergangenheit (s. Abb. 1) Revals gehört. Die unteren Geschosse wurden und werden noch heute bewohnt, während die mächtigen Dachräume dem Handelsherrn zu

Lagerzwecken dienten und nur von wenigen Öffnungen zum Einbringen der Waren durchbrochen sind. Am größten Hause hat sich auch noch der Krahnent balken erhalten und die erstaunlichen Dächer weisen teilweise noch das älteste Deckmaterial, die Hohlziegel, Mönch und Nonne, auf. Die Firstlinien sind schon längst keine Geraden mehr, sie bewegen sich äußerst frei in mannigfachen Kurven und geben den Häusern einen Zug, der uns an alte, vom Leben gebeugte, aber dennoch trotzig-feste Menschen erinnert.

Die Breitstraße weiter verfolgend kommen wir gegenüber der Pferdekopfstraße an ein weißliches Haus; höflich übertüncht ist die „Rustika-Quaderung“, die, nebenbei bemerkt, aus einem Bewurf von Ziegelstein-Bruch besteht und zur Erhöhung des Eindrucks einer „Florentiner Renaissancefassade“ beitragen soll. Ja, eine solche Palastfassade, ins Lilliputanische übertragen, ist diesem Wohnhause vorgeklebt; wie lächerlich und kleinlich das alles wirkt, kann man erst ermessen, wenn man sich den wirklichen Florentiner Palast ins Gedächtnis ruft, dessen einzelnes Geschoß die Höhe dieses ganzen Hauses hat, mit Attika und allem, was drum und dran ist, und wenn man bedenkt, daß die Rustika einst wichtigen strategischen Zwecken diente, indem sie das Hinaufschieben von Leitern bei feindlichen Angriffen verhinderte und den Palast zu einer Trutzburg machte, in der man Belagerungen aushalten konnte!

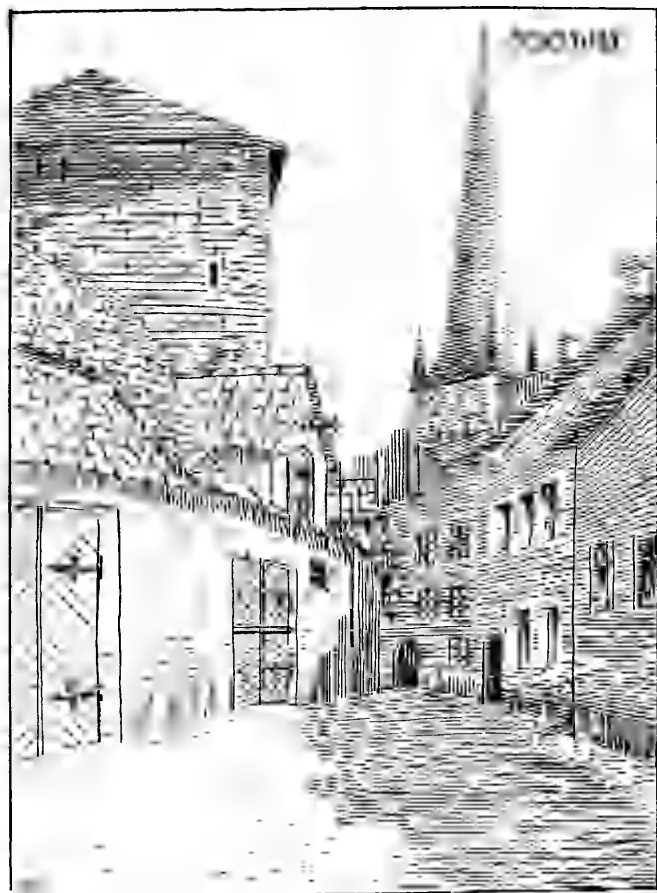


Abbildung 8.

Nach diesem weniger erfreulichen Anblick begeben wir uns in die Klosterstraße, an deren beiden Seiten sich ehemals die Bauten des von König Erich Plogpenning 1249 gegründeten Zisterzienser-Nonnenklosters zu St. Michael befanden. Heute erhebt sich hier mit ihren munter grünen Bedachungen und dem Glockenturm die orthodoxe Preobrashenski-Kathedrale (Nr. 13 Abb. 20); weiterhin das Nikolai-Gymnasium und ein Neubau; das Kloster-tor. Gegenüber dem Gymnasialhofe steht ein altes Eckhaus, das mit seiner verwitterten komplizierten Dachausbildung, den schiefen Vertikalen und den geneigten Horizontalen, mit seinem Moosbestand und seiner Alters-Patina überaus malerisch wirkt; der richtige Aquarellist bekommt bei seinem Anblick das „Kribbeln“ in den Fingerspitzen.

Wir überschreiten den Hof des Gymnasiums und gehen in nordöstlicher Richtung die Stadt-mauer entlang. Die Befestigungstürme, die an dieser Seite ungemein dicht beieinander stehen, sind größtenteils noch gut erhalten und werden von der Militär-verwaltung benutzt. An der Stadtmauer zwischen Kloster und Strandpforte kleben kleine Wohnhäuser und Speicher, doch tritt sie stellenweise mit ihren Strebepfeilern frei zutage; es erschließen sich uns auf der ganzen Strecke mannigfache Aus- und Durchblicke, der Olai-Turm taucht vor uns auf (s. Abb. 8), um bald wieder von Häusern verdeckt zu werden, und nachdem wir die Kanonengasse überschritten haben, sehen wir, uns umwendend, die



ALSO AVAILABLE IN PAPERBACK \$14.95

Domkirche herübergrüßen, die mit einigen Bauten der Oberstadt als abschließender Prospekt wirkt, auf den die Fluchtlinien der Häuser, der Mauer und der Türme hinweisen. Doch kehren wir zur Kanongasse zurück, um, vor die Stadt hinaustretend, den Promenadenweg zu benutzen und im Bogen die Strandforten-Anlagen zu umgehen.

* * *

Wir verfolgen diesen Weg bis zur Kleinen Strandforte, an der Großen vorübergehend, und genießen, namentlich in der Gegend, wo die Hafensstraße abzweigt, Blicke auf die Stadt, die in ihren Details idyllisch, sich zu pathetisch-machtvollem Gesamteindruck aufbauen (s. Abb. 9).

Auf dem grünen Bastionswall lagert breit dahingegossen in gemütlicher Ruhe die Dicke Margarethe, ein einsamer Soldat auf dem Wachtposten hütet ihren Schlummer. Neben ihr ragt, eine starke Kontrastwirkung hervorbringend, der Olai-Turm in seiner ganzen straffen Schlankeheit auf; die Dächer des Langhauses und des Chorbaues vermitteln den Übergang zur absteigenden Linie, die durch die Wehrtürme „Stolting“ und „achter Hattorpe“ nebst den zwischen ihnen liegenden Wohnhäusern gebildet wird. Der ganze architektonische Aufbau des Bildes ist von wunderbarer Wirkung und wird durch das Grün der Wälle und der Anlagen, die rechts das Bild abschließen, noch gehoben. — Beim Weitergehen verschwindet die Dicke Margarethe

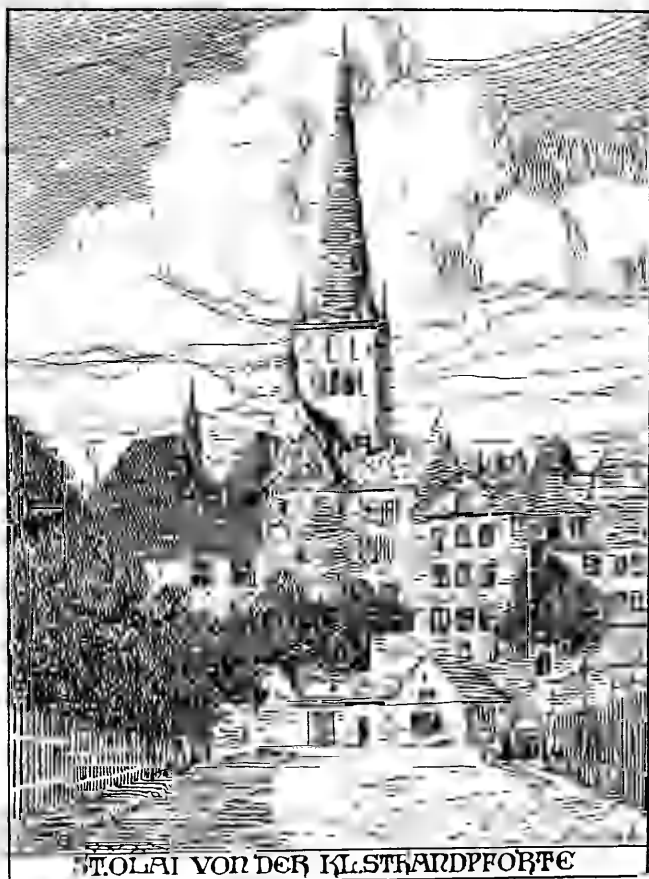


Abbildung 10.

allmählich aus dem Hauptpunkte des Bildes (Abb. 10) und der Olai-Turm herrscht allein. Bei der Kleinen Strandpforte steigert die niedrige Bebauung außerhalb der Stadtmauer den Eindruck des guterhaltenen Turmes „achter Hattorpe“ und der neben ihm zu gleicher Höhe aufsteigenden Wohnhäuser, von denen das links stehende ein wirkungsvolles Ziegeldach besitzt, dessen braunrote Färbung mit den Bäumen, die an der Böschung wachsen, gut zusammengeht.

Vom Anfange der Neugasse, die ihren Namen wohl daher hat, daß sie eine der ersten außerhalb der Stadtmauer angelegten Straßen war, genießen wir noch das einzigartige Bild der Olai-Kirche und der zwanglos und malerisch gruppierten Dachpartien, um dann die Neugasse entlang bis zur Lehmforte zu gehen. In der Neugasse dürfen wir keine Häuser mittelalterlichen Ursprungs suchen, dafür hat aber die Baukunst des Rokoko und Empire einige hübsche Denkmäler hier hinterlassen, die vorteilhaft von den minderwertigen Erzeugnissen der letzten Jahre abstechen. Auch drei Türme finden sich am Mauerzuge: der Bremerturm, der in ursprünglicher Form wieder hergestellt ist und auf seinen neuen Kopfputz nicht wenig stolz zu sein scheint, der Kampferebeck und der Hellemann.

Wir gelangen zur Lehmforte, dem östlichen Zugang der Stadt; nur zwei schlanke Türmchen der außerhalb des einstigen Wallgrabens angelegten Außenbefestigung haben sich erhalten; sie flankierten

das Vortor, welches den Zugang zur Zugbrücke bildete.

Von der Lehmforte aus erschließt sich uns ein hübscher Blick in die Stadt: durch einen bläulichen Luftschleier wird der Dom mit dem Kirchturm im Hintergrunde sichtbar, plastisch und kräftig treten die reizvollen Formen des Rathausturmes mit dem Giebel, dem er entspringt, hervor, während die breite Lehmstraße mit ihren teilweise recht interessanten Häusern den Vordergrund bildet. Nachdem wir hier den Einblick in eine der breitesten und bequemsten Straßen genossen haben — begeben wir uns rechts in die Mauerstraße und sind überrascht vom Gegensatz. Schmal und gekrümmt ist das Gäßchen, die Häuser niedrig und baufällig mit hoch hervorgestreckten Schornsteinen, wegen der nächsten Nachbarschaft der Stadtmauer; auf primitivem Pflaster bewegen wir uns vorwärts, werden aber reich entschädigt durch die überaus malerischen, stets wechselnden Bilder, die sich vor unserm Auge entrollen. Der Kampfbeck und die grünbewachsene verwittrte Stadtmauer bilden die Hauptreize dieses eigenartigen Gäßchens, das uns bis in die Nähe der russischen Nikolai-Kirche führt, des um 1400 gegründeten, neben einer verschwundenen, bereits 1371 erwähnten Kirche an der Kleinen Strandforte, ältesten orthodoxen Gotteshauses unserer Stadt (Nr. 15 Abb. 20). Nach links abbiegend, gelangen wir zur Rußstraße, an der die Fassade der Kirche liegt, die in ihrer heutigen Form wohl viel jüngeren Ursprungs ist. Das helle

Mauerwerk und die grün gestrichenen Dächer, die Kuppel- und Glockentürme wirken fröhlich und lebhaft neben dem alten zermürbten Gemäuer der Stadtbefestigung mit dem Bremerturm, der links von der Kirche sichtbar wird. Auf der Strecke von der Nikolai-Kirche zum Brokuserge finden wir wenig Interessantes, um so mehr aber in der entgegengesetzten Richtung. Den Weg zum Alten Markt einschlagend, besichtigen wir an der rechten Straßenseite zahlreiche alte Privathäuser mit mehr oder weniger hübschen Portalausbildungen und Vorhallen; an manchem Kämpferstück der Portalspitzbogen gelingt es uns, Ornamente zu entziffern: hier schreitende Löwen, dort Rankenwerk, die alle schon von der rauhen Hand des nordischen Klimas halb fortgewischt sind und sich nur noch schwach abheben. Auch einige Türflügel und mit Schnitzwerk verzierte Füllungen der Bogen, deren Laibungen einen reichen Wechsel von Hohlkehlen und Rundstäben aufweisen, sind bemerkenswert, ebenso die alten Schränke und hölzernen Treppen mit geschnitztem Geländer, die wir in manchen Vorhallen finden.

*

*

*

Eine der großräumigsten Dielen aus spätgotischer Zeit findet sich in dem der katholischen Kirche gehörenden Hause auf der gegenüberliegenden Straßenseite, das, nach seinen Bauformen und Profilen zu urteilen, dem Ende des 15. Jahrhunderts angehört. Südlich stößt an dieses Gebäude das ehe-

malige Kornhaus des um 1250 an dieser Stelle errichteten Dominikanerklosters (Nr. 16 Abb. 20). Als die Mönche die Stadt im Jahre 1532 verlassen mußten, brannten sie den gesamten Baukomplex einschließlich der Kirche zu St. Katarinen nieder; von der glänzenden Anlage haben sich nur spärliche Reste erhalten, nach denen wir uns ein annäherndes Bild von der einstigen Beschaffenheit des Klosters und seiner zahlreichen Nebengebäude machen können. Die Mauern des Kornhauses haben am wenigsten gelitten und sind fast durchweg die alten, nur die Portale, die sich jetzt mit Rundbogen zur Rußstraße öffnen, entstammen dem 16. Jahrhundert, als die Stadt hier ihr Artilleriehaus einrichtete. Neben dem Kornhause gelangen wir in den Kochschen Hof und stehen vor der Westfassade der ehemaligen Katarinen-Kirche, deren zwei spitzbogig überwölbte Portale sich noch gut erhalten haben und sogar einigen ornamentalen Schmuck erraten lassen. Die westliche Hälfte der Kirche dient jetzt als Warenspeicher, dessen Fußboden und Rückwand durch interessante Grabsteine unsere Aufmerksamkeit fesseln, während der größere östliche Teil mit Wohnhäusern bebaut ist. Zwischen diesen Häusern liegt ein Hof, dessen Ausgang zur Mauerstraße durch die frühere Apsis führt, die im Grundriß als halbes Achteck ausgebildet war. Der Turm erhob sich vermutlich, wie eine Mauerverstärkung annehmen läßt, in der südöstlichen Ecke neben der Chornische, eine Anordnung, die wir bei Dominikanerkirchen in Deutsch-

land auch antreffen. Die bedeutende Längenausdehnung der Kirche, die ca. 67 m beträgt, ist auf die liturgischen Bedürfnisse zurückzuführen. Die Dominikaner schufen Predigtkirchen, in denen zahlreiche Laien dem Gottesdienst beiwohnen konnten, trennten aber durch einen Lettner den Chorraum für den ausschließlichen Gebrauch des Klerus ab. Während der Hauptaltar sich im hohen Chor befand, war für die Laien ein Altar an der Scheidewand, dem Lettner, aufgestellt, wo auch eine Kanzel angebracht war. Querschiffe wurden bei allen Franziskaner- und Dominikanerkirchen streng vermieden.

Südlich von der Kirche lehnen sich Speicherräume aus dem 17. Jahrhundert an die Mauer, die das Klostergelände gegen das städtische Territorium abgrenzte; in einigen Rundbogenportalen dieser untergeordneten Bauten finden sich hübsch skulptierte Schlußsteine und Kämpfer, wie denn überhaupt die Bearbeitung der Türgewände eine saubere und sorgfältige ist.

Um in den sich nördlich an die Klosterkirche anschließenden Kreuzgang zu gelangen, müssen wir die Vorhalle der über dem alten Refektorium im Jahre 1840 errichteten katholischen Kirche St. Petrus und Paulus durchschreiten und kommen dann direkt in den mit Kalkfliesengewölben überdeckten Westkreuzgang. Am Ende dieses Ganges zweigt rechts ein Verbindungsweg ab, der an der alten Kirchenmauer entlang zum Kornhause führt, während der Arm, der den rechteckigen Klosterhof im Süden

begrenzte, abgebrochen ist. Der östliche, zweigeschossige Teil hat sich dagegen noch erhalten und bietet in seinem zerfallenen Zustande mit den Strebe-pfeilern, die miteinander durch Flachbogen verbunden sind, dem alten schadhafte Ziegeldache, das hier und da auch schon die Sparren durchblicken läßt, den Grasbüscheln und dem Moose, das die Mauer überzieht, einen eigenartig ruinenhaften Anblick. An den Ostkreuzgang schloß sich die Sakristei an, ferner kapellenartige Räume mit dem interessant überwölbten Kapitelsaal, und auch das Dormitorium wird wohl hier im Obergeschoß gelegen haben. Nachdem wir einen Blick in die wenig stimmungsvolle, dazu mit entsetzlich geschmacklosen Bildern „geschmückte“ neue katholische Kirche getan haben, verlassen wir diesen, durch die Träger mittelalterlicher Geisteskultur geweihten Boden und setzen unsern Weg zum Altmarkt fort.

Das Panorama, das sich hier nach allen Richtungen erschließt, ist von ganz bedeutendem Reiz: das Bild vor uns ist auch heute noch, wo das alte Florellsche Giebelhaus dem Neubau der Scheelschen Bank gewichen ist, ein charakteristisches Revaler Stadtbild. Die architektonischen Formen des Neumannschen Baues stimmen vorzüglich mit der Umgebung überein und vereinigen sich mit dem Güntherschen sog. „Bischofshause“ zu einer guten Wirkung. Die farbige Behandlung dagegen läßt etwas zu wünschen übrig: das flaue Gelb des Daches gibt mit dem weißlich-grauen Putz und den braunen

Holzteilen der Fenster keinen wirkungsvollen Akkord; Welch einen kräftig-fröhlichen Eindruck hätte hier der Baumeister aus Alt-Reval erzielt mit einem roten Dach, hellen Schornsteinen und leuchtend weiß gestrichenen Fensterrahmen und Sprossen! Trotzdem bleibt der Neumannsche Bau ein Werk, von dem man nur wünschen könnte, daß es für Neubauten in altgotischer Umgebung der inneren Stadt vorbildlich würde — denn was hier klar durchgearbeitet ist — das ist der nordische Sondercharakter Revals, auf den es uns in allererster Linie ankommt. Auch die alte solide Technik des Putzbaues mit Werksteingliederung und das Ziegeldach sind hier wieder zum ersten Male nach langer Pause zu Ehren gebracht.

Blicken wir nach rechts den ansteigenden „Markthals“ hinauf, sehen wir den Rathhausturm imposant die übrigen Bauten überragen; früher, als sich dem Rathause noch ein kleiner Privatbau anschmiegte, wird die Bildwirkung noch bedeutend reizvoller gewesen sein, zumal die benachbarten Häuser des Markthalses untereinander und mit dem Rathaus ausgezeichnet harmonierten und mit ihren kunstvollen Schmiedearbeiten auf den Giebelspitzen, den kräftigen Schornsteinen mit Hauben und den breiten, zierlich in Quadrate aufgeteilten, gemüthlichen Fenstern dem gesunden Sinn der Revaler Architektur ein beredtes Zeugnis ausstellten.

Überschreiten wir nun den Alten Markt, um das prächtig geschnitzte, aus dem früheren Florell-

schen Hause stammende Renaissanceportal der Scheelschen Bank zu besichtigen. Es ist eine Arbeit aus dem Jahre 1685 und macht der Revaler Holzschnitzkunst, die in dieser Zeit unter Anlehnung an norddeutsche und westfälische Vorbilder zu hoher Entwicklung gekommen war, alle Ehre. Die Betonung der Vertikalachse wird durch die als ornamentierte Säule mit korinthisierendem Kapitäl ausgebildete, auf einer Verkröpfung die Figur eines römischen Kriegers tragende Schlagleiste erzielt; zu beiden Seiten der Kriegerfigur wird die Bogenfüllung durch kräftig geschnitzte Wappen belebt, während die Füllungen der Türflügel von zierlicherem Ornament umrahmt sind und in ihren oberen Teilen Nischen mit weiblichen Gewandfiguren aufweisen. Diese geschickt in die gotische Umrahmung hineinkomponierte Renaissancearbeit, die bei der Einfügung ins Scheelsche Haus gut restauriert ist, gehört mit dem schönen Fries in der Ratsstube, der aus dem Jahre 1697 stammt, den geschnitzten Banklehnen daselbst, dem Gestühl der Schwarzhäupter in der Nikolai-Kirche und der üppig-reich gearbeiteten, von vollendeter Beherrschung der Form zeugenden Wand hinter und neben diesem Gestühl zu den Glanzleistungen der Revaler Holzplastik, die in dem Epitaph des Bugislaus von Rosen ihren Höhepunkt erreicht.

*

*

*

Zur Königstraße hinansteigend, betrachten wir aus näherer Distanz den durch Nischen aufgeteilten

Giebel des Güntherschen Hauses mit seinen, dem 16. Jahrhundert angehörenden, später restaurierten bildlichen Darstellungen der Trinität nach Dürerschem Motiv im Mittelmedaillon und den vier Evangelisten in den seitlichen kleinen Kreisen. Eine derartige Bemalung werden wohl die Vierpaß- und kreisförmigen Blendnischen der alten besseren Wohnhäuser zum Schmuck ihrer Giebel öfters erhalten haben, die leider durch die unbarmherzige Ölfarbe oder Kalktünche späterer banausischer Zeit dem Auge entzogen oder zerstört sind.

Werfen wir, uns umwendend, noch einen Blick in die Rußstraße, die wirkungsvoll von der Kuppel und den Glockentürmen der orthodoxen Nikolai-Kirche abgeschlossen wird, um dann, die Königsstraße hinaufgehend, die Nikolaistraße zu erreichen. Rechts zweigt die Goldschmiedestraße zum Großen Markt ab, und links die Schmiedestraße, während sich vor uns wieder einmal ein Bild entrollt, wie es nur eine Stadt wie Reval aufweisen kann, die über eine interessante Architektur in Verbindung mit derartig beträchtlichen Höhenunterschieden zwischen Ober- und Unterstadt verfügt.

Aus dem Baumgrün der alten Linden schwingt sich der stolze, von leichten Galerien durchbrochene Turmhelm der St. Nikolai-Kirche empor, und vom hohen Dom herab leuchten die Kuppeln der Kathedrale.

Die Gründung der Pfarrkirche zu St. Nikolai, die dem Schutzpatron der Seefahrer, dem heiligen

Nikolaus von Bavi geweiht war, mag gegen Ende des 13. Jahrhunderts erfolgt sein, da einzelne Ornamente des Turmportales noch romanische Anklänge aufweisen. Die Arbeiten am mächtigen Turm haben bis ins 15. Jahrhundert fortgedauert, und die große Pyramide des Spitzhelmes mit den vier Ecktürmchen, wie wir sie auf dem Bilde des Reisenden Olearius vom Jahre 1630 sehen, wird erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts vollendet worden sein. Doch schon im Jahre 1680 mußte der Turm, der sich gefährdend gesenkt hatte, umgebaut werden; der Rat berief den Erbauer des Petri-Turmes zu Riga, Meister Rupert Bindenschu, der seine Aufgabe glänzend löste und den Turm mit dem schönen Renaissancehelm versah, der nach der Remonte des Jahres 1897 in derselben Form wieder hergestellt wurde.

Das Äußere des Langhauses zeigt die bekannten schlichten Formen, nur die der Nordwand vorgelegten Kapellen weisen eine differenziertere Bauweise aus späterer Zeit auf. Die Bedachung der Clodtschen Kapelle, die rechts neben der Vorhalle liegt, weist die flüssigen gefälligen Kurven der Renaissance auf, gleichwie die der weiter westlich angeordneten Begräbniskapelle des Herzogs Peter August von Holstein-Beck. Während das Innere der Vorhalle einen bedeutenden Schmuck in der geschnitzten Holzwand vor der Grabkapelle des Bugislaus von Rosen besitzt, einer Arbeit von ganz hervorragendem Kunstwert, ist das Äußere, die

Fassade der Vorhalle, leider sehr unbedeutend. Das Portal, eine ungeschickte Arbeit der Spätrenaissance, macht mit seinem holzfarbig braunen Ölfarbenanstrich keinen sehr erfreulichen Eindruck, und auch der Giebel mit der mageren Volutenumrahmung und der Figur des segnenden Christus auf der Spitze besitzt keine künstlerischen Qualitäten. Um so schöner wirkt dafür der lichtvolle Innenraum der Kirche, mit dem weiträumigen Chor und dem großen Schatze von plastischen und malerischen Kunstwerken, die sowohl den Hauptraum der Kirche, als auch die an der Südseite des Turmes errichtete Antoniuskapelle schmücken. In dieser, der sogenannten Kleinen Kirche, die früher auch Marienkapelle genannt wurde, findet sich das Totentanz-Gemälde sowie der prächtige Schnitzaltar, der 1482 in Lübeck angefertigt wurde und bis zur Aufstellung des unbedeutenden konventionellen Altargemäldes von Karl Wenig als Hauptaltar diente. Auch der Berent Notkensche Flügelaltar aus der Heiligen-Geist-Kirche ist jetzt hier zur Aufstellung gelangt, ferner bilden der Antoniusaltar und einige Wappen die Ausstattung der Kapelle, während der Hauptschmuck der „Großen Kirche“ die im Jahre 1624 von Bugislaus von Rosen, dem schwedischen Statthalter, gestiftete Kanzel ist, die mit ihrem schönen Eingang, dem monumentalen Schalldeckel und der reich geschnitzten Brüstung ein hervorragendes Werk der Holzbildnerei ist (s. Abb. 11). Neben den zahlreichen Epitaphien, die teils in

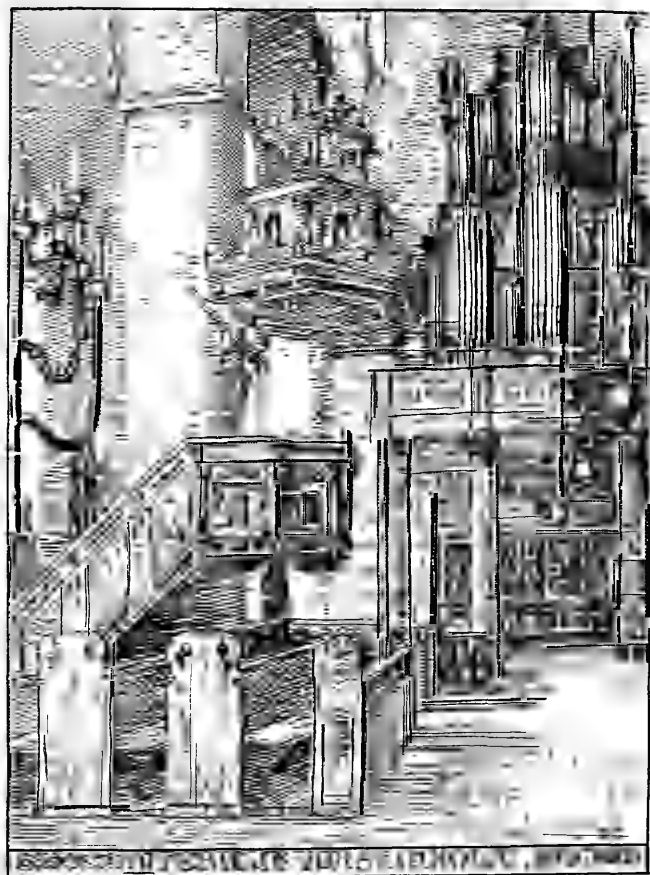


Abbildung 11

Holz, teils in Kalkstein ausgeführt sind, geben die Wappen, das Schwarzhauptergestühl und die geschnitzte Holzwand hinter demselben ein Bild der intensiven plastischen Kunstbetätigung der Renaissancezeit, die, aus spärlichen Anfängen hervordwachsend, sich zu höchster Blüte entwickelte.

Eine besondere Zierde des Interieurs bilden die Beleuchtungskörper: der wuchtige, siebenarmige Leuchter (1519), die vielen Kronen aus dem 17. Jahrhundert mit großen Kugeln und zierlichem Rankenwerk und die zwölf Wandarme, die außerordentlich feine Ausbildungen zeigen und teilweise der Mitte des 16. Jahrhunderts ihre Entstehung verdanken. Alle diese gut erhaltenen Ausstattungsstücke und Kunstgegenstände tragen dazu bei, den an sich wohlproportionierten Kirchenraum zum aller schönsten unter den Revaler Gotteshäusern zu machen.

Wir gedenken an dieser Stelle mit Dankbarkeit des braven Kirchenvorstehers Heinrich Bueß, der durch seine Vorsicht im September des Jahres 1524, als das Wüten des bilderstürmenden Pöbels alle Kirchenräume verwüstete, die Nikolai-Kirche vor diesem Schicksal bewahrte. Er hatte die Schlösser mit Blei vergießen lassen und die bedeutendsten Gegenstände in die „Garvekammer“ geschafft und dadurch die ältesten Kunstwerke unseren Tagen erhalten.

Der Vorplatz der Nikolai-Kirche wird durch die alten Linden mit ihren knorrigen Stämmen

und breiten Kronen zu einem angenehm stillen und schattigen Erholungsplatz gemacht, der abseits vom geräuschvollen Straßenverkehr zu beschaulicher Ruhe auffordert; die Bäume rauschen gleichmütig sowohl über dem düsteren Leichenzug als über dem festlich geschmückten Brautpaar; goldige Sonnenringel fallen durch das dichte Laubdach und tanzen munter über das Silberhaar und die sonntägliche Haube der altersgebeugten Kirchgängerin; im Frühling aber, wenn die Knospen an dem wirren Geäst schwellen, fallen bläuliche zitternde Schatten auf die blendend weißen Konfirmandinnen.

Auch an der Südseite der Kirche liegt ein gemütvoll anheimelnder Platz, völlig abgeschieden von der lärmenden Außenwelt, in stiller Weltvergessenheit; wir sehen hier, wie wohltuend auch schon eine einzige kräftige alte Linde im Bilde wirkt. Wie urgemütlich liegt das alte Pfarrhaus der Nikolai-Kirche da, mit seinem gotischen Portal und den Windeluken im munteren Ziegeldach, und bildet mit dem großen alten Baum gleichsam einen einheitlichen Organismus, so daß man sich weder das Pfarrhaus ohne die Linde, noch die Linde ohne das Pfarrhaus gut denken kann! Das alte Haus und die rauschende Linde überdauern beide in treuer Zusammengehörigkeit die wechselnden Generationen der Einwohner.

Wir verlassen den Hof in westlicher Richtung und gehen an der Kleinen Kirche mit ihrem roten Ziegeldach vorüber, um dann die gewaltige Wucht des Turmes auf uns wirken zu lassen, die hier durch

die Nähe der gegenüberliegenden Wohnhäuser voll zur Geltung kommt. Nachdem wir einen Blick in die Raderstraße geworfen, sehen wir uns die malerische Treppenstraße, den Kurzen Domberg, und das interessante Eckhaus an, um dann die Ritterstraße hinab bis zur Stadtmauer zu gehen. Unterwegs besichtigen wir noch die Michaeliskirche, die seit 1733 der schwedischen Gemeinde gehört und zu Anfang des 16. Jahrhunderts gegründet ist. Durch die mit alten Kriegsschiffmodellen geschmückte Vorhalle betreten wir die tiefliegende zweischiffige Kirche, deren interessantestes Ausstattungstück neben dem Altar ein gut geschnittenes Baptisterium ist, dessen Feinheiten der Modellierung leider durch einen Anstrich teilweise verdeckt sind. Das Äußere des Baues ist überaus schlicht, doch spricht das hohe Ziegeldach, von einigen erhöhten Punkten aus betrachtet, im Stadtbild erheblich mit.

Am Ende der Ritterstraße stoßen wir auf die alte Stadtmauer an jener Stelle, wo sich bis 1533 der Zeghen- oder Ziegenturm erhob, und können von hier die imposanten Dimensionen (s. Abb. 12) des Bastionsturmes Kik in de Kök bewundern, der, von der andern Seite betrachtet, durch die Auf-
führung des Ingermannland-Vorwerkes auf ca. zwei-
drittel seiner eigentlichen Höhe reduziert erscheint (vgl. Abb. 6).

Wir kreuzen die Schmiedestraße und verfolgen den Lauf der Mauerstraße bis zur Karrisforde,

um dann, das Offizierskasino rechtsherum um-
gehend, die Böschung dicht an der Stadtmauer zu
besteigen und einen herrlichen Blick auf die Nikolai-



Abbildung 12.

Kirche zu genießen (s. Abb. 13). Rechts vom Dome
herab grüßt der Ungern-Sternbergsche Palast mit
seiner mächtigen Säulenordnung, während links von
der Nikolai-Kirche der Turm der Domkirche sichtbar

wird; nichts stört die charaktervolle, einheitliche Bildwirkung, keine neuzeitliche Zutat drängt sich störend vor. Rechts neben dem Beschauer erhebt sich im Vordergrund die Ruine des Assauwenthurmes, die auf der Zeichnung nicht mehr sichtbar ist, und, lassen wir den Blick weiter nach links schweifen, leuchten von der Höhe die zartumrissenen Formen der Kathedrale herab, und als Abschluß erscheint der Kik in die Kök.

Steigen wir von unserem erhöhten Standpunkt herab, um vom Platze vor der Karrisforte einen Blick in die Alte Poststraße zu werfen (s. Abb. 19). Über den Häusern der linken Straßenseite erscheint gewaltig ansteigend, das Langhaus und der Turm von St. Nikolaus, während im Hintergrunde wiederum die behäbigen Formen der Haube des Domturmes sichtbar werden. In der Alten Poststraße findet sich manch malerisches Eckchen, manch hübscher Hof, in den zutraulich in der Sonne blinzeln Giebel Fenster hineinschauen, manch altes Patrizierhaus mit vornehm weiter Eintrittshalle und festen Mauern. Wir kommen auf die Schmiedestraße hinaus, sehen den kleinen Fußsteg zur Nikolai-Kirche hinauf und gelangen, nachdem wir die Goldschmiedestraße passiert haben, zum Ausgangspunkte unserer Wanderung durch die untere Altstadt zum Großen Markt zurück.

In großen Zügen haben wir die Altstadt Revels mit ihren anheimelnden Straßen und den charakteristischen Bauwerken jetzt kennen gelernt; erschöpft

STRIKOLAI.



Abbildung 13.

ist die große Mannigfaltigkeit der Erscheinungen noch keineswegs, und es kann ein jeder selbstständig auf Schritt und Tritt noch eine Fülle interessanter Beobachtungen anstellen, um seine Kenntniss der Alt-Revaler Kunst und Kultur zu bereichern.





Abbildung 14.

Die Vorstädte.

Der Schutz, den die festen Mauern und Türme Alt-Revals der Aufspeicherung und dem Austausch von Handelsgütern gewährten, weckte im Verein mit der günstigen geographischen Lage den regen Seehandel, dem Reval seine Blüte verdankte. Auch heute noch ist Reval als Punkt, wo ein Wechsel der Verkehrsmittel eintritt, als Übergangsort der Waren von der größten und billigsten Verkehrsstraße, dem Meer, zur Weiterbeförderung durch die Eisenbahn, ein wichtiger Handelsplatz und verdankt seinen kommerziellen Beziehungen sowie der jung aufblühenden Großindustrie sein stetiges weiteres Wachstum über die Mauern der Innenstadt hinaus.

Die Ausdehnung einer Stadt geht, nachdem der Mauergürtel gesprengt ist, stets zuerst längs den Hauptzufahrtswegen vor sich; nachdem die wichtigsten Straßen, die von der Stadt nach den Vororten und weiter ins Herz des Landes führen, bebaut sind, werden allmählich die zwischen diesen, in Reval radial auseinanderlaufenden Hauptwegen gelegenen Zwickel ausgefüllt. Die ersten Arme, die Reval aus seinen Toren streckte, waren die Narvsche, die Große Dörptsche, die Große Pernausche und die Baltischportsche Straße; an diesen finden sich denn auch, wenn wir die Neugasse noch zur Innenstadt rechnen wollen, die ältesten Vorstadtbauten: urgemütlich von ihren großen Gärten umgebene Wohnhäuser, die mit der Front meist an die Straße herantreten (wie Abb. 14) oder auch einen kleinen Vorgarten aufweisen.

Während in der Innenstadt die Bebauung äußerst dicht ist und die Häuser sich eng aneinander reihen, wobei beträchtliche Höhendimensionen erreicht werden, sehen wir in den Vorstädten eine lockere Bauweise vorherrschen, wobei die einzelnen Häuser niedriger werden. Mit dem Übergange von der geschlossenen zur offenen Bebauung geht stets eine Abnahme der Gebäudehöhe Hand in Hand, da die kleineren Grundstückspreise eine freiere Entfaltung in horizontaler Ausdehnung gestatten. Je mehr wir uns vom Stadtkern entfernen, um so undichter wird im allgemeinen die Bauweise, die Häuser werden niedriger und schrumpfen namentlich in

einigen Vierteln auf äußerst kleine Dimensionen zusammen, während die Gärten, die sich zwischen sie schieben, in natürlicher Weise den Übergang zu Feld und Wald vermitteln. So vollzieht sich die Ausbreitung einer Stadt, wie wir es in Reval beobachten können, auf natürliche Weise im Gegensatz zu einem plötzlichen Anschwellen mit all den vielen üblen Begleiterscheinungen, wie zahlreiche westliche Städte es aufweisen. Um Reval lagert sich kein Kranz von derartigen peripherischen Vierteln, wie sie treffend als „Kulturwüsten“ bezeichnet werden, die mit ihren vereinzelt unförmlich hohen Spekulationsbauten, den halbfertigen Mietskasernen mit fünfgeschossigen schwarzgestrichenen Brandmauern, die sich einsam aus freiem Felde erheben, den Lagerplätzen für Kohlen und Stapelplätzen für altes Bauholz und den leider fürs Auge so unerquicklichen Schrebergärten abschreckend häßliche, trostlose Bilder bieten. Einen derartig wüsten Gürtel hat fast jede wachsende Großstadt um sich und wird durch ihn von der umgebenden Natur völlig isoliert. Die genannten kleinen Schrebergärten, die sich zu ganzen Kolonien vereinigt zwischen die Bauten der Stadtperipherie hinschieben, machen mit ihren meist aus morschen Brettern zusammengeschlagenen Lauben, den Drahtzäunen und dem ärmlichen Pflanzenwuchs in der durch Fabrikqualm verräucherten und von Bahnlinien durchzogenen Umgebung einen überaus traurigen Eindruck. Wie eine bittere Ironie klingt es, wenn wir über dem Eingang zu einer solchen Kolonie,

die mit drei Seiten zwischen Fabriken liegt und mit der vierten Seite an einen Schuttablageplatz stößt, die Worte lesen:

O reine göttliche Natur
Du schaffst von dumpfer Qual Erlösung,
Auf deiner „lichtgewobenen“ Spur
Erbühet Freude und Genesung!

In den Revaler Vorstädten finden wir derartige Erscheinungen nicht, da viele selbst der kleinen und kleinsten Häuser ihren eigenen Garten oder mindestens einen Hof haben, in dem ein Baum oder ein Strauch wächst.

* * *

Die nördliche Vorstadt, die im Osten und Nordosten vom Meere begrenzt wird, bietet uns nur wenig Interessantes; sie ist hauptsächlich mit Holzhäusern bebaut, die unscheinbare, trübsinnige Teerdächer tragen und im Stadtbilde gar nicht mit-sprechen. Bemerkenswert ist hier nur der in der Nähe des Meeresufers belegene alte Fischermai-Friedhof, den wir im Zusammenhange mit den übrigen Begräbnisplätzen im nächsten Kapitel besprechen wollen. — Der einzige wichtigere Bau dieses Stadtteiles ist eine Kaserne, die hart am Ufer erbaute Westbatterie.

Die östliche Vorstadt wird im Norden vom Hafen begrenzt und dehnt sich ostwärts bis nach Katarinental und zum Fuße des Laksberges aus. Ihre Hauptstraße ist die Narvsche, deren weiterer

Verlauf den Namen der Petersburger Straße trägt. Die verhältnismäßig neue breitangelegte Narvsche Straße ist natürlich nicht so ausgezeichnet in ihrer Wirkung und ihrem architektonischen Bilde wie eine Straße der Altstadt; sie ist schnell entstanden, und man sieht nicht, wie im Stadtkern, die Arbeit von Jahrhunderten und den Fleiß ganzer Generationen verkörpert vor sich. Die Straße beginnt auf dem Russischen Markt, einem unglücklichen Platze, der wohl nie zu einer künstlerisch befriedigenden Wirkung kommen wird; die Straßenzüge, die auf ihn münden, sind von vornherein verfehlt angelegt, und jetzt, nach erfolgter Bebauung, läßt sich nur schwer Remedur schaffen. Der Platz wird durch den Wagenverkehr in viele Teile zerstückelt und für Fußgänger unbrauchbar gemacht; gerade der Diagonalverkehr der Fuhrwerke zwischen Lehmstraße und Narvscher Straße und anderseits vom Hafen zur Dörptschen Straße ist äußerst lebhaft und dürfte keineswegs quer über den Platz führen. Die kleine Kapelle, die vielleicht gar nicht so arg klein ist, aber durch ihre Isolierung eines jeden Maßstabes beraubt dasteht, läßt den Platz noch größer und öder erscheinen. Eine Besserung des Eindrucks würde eintreten, wenn an Stelle der Judenbuden ein tüchtiges nordisch gehaltenes, mit hohem Ziegeldach versehenes Monumentalgebäude treten würde, etwa eine große Schule mit ruhiger Fensterflucht, oder ein Stadthaus mit einem Giebelbau gegen Westen.

Was wir in der Erscheinung der Bauten, die hier am Platze liegen: dem Alexander-Gymnasium und dem Spritzenhause, vermissen, ist jener ausgesprochen nordische Charakter, der uns in der Altstadt erfreut hat und als das Gemeinsame den Werken sämtlicher früheren Bauperioden anhaftet. In schnee- und regenreichen Gegenden müssen die Ziegeldächer aus rein technischen Gründen mit starker Neigung angelegt werden, wodurch das nordische Haus, wie es sich in Deutschland, Frankreich und England entwickelt hat und auch in Reval heimisch ist, sein spezifisches Gepräge gewinnt, das ihm aber unrettbar verloren geht, wenn der Ziegel durch Eisen- oder Zinkblech ersetzt und mit ganz flacher Dachneigung gearbeitet wird. Jetzt spricht das wichtige Dach im baulichen Organismus überhaupt nicht mehr mit, und wir erhalten Häuser, die, wenn sie im übrigen schön durchgebildet wären, nach Italien passen würden, aber nicht nach Reval.

In nördlicher Richtung führt vom Russischen Markt die Strandpromenade in leicht nach links gewundener Kurve dem Meere zu; rechts zweigt von ihr die Simeonstrasse ab, an der die gleichnamige orthodoxe Kirche liegt, und links genießen wir auf der ganzen Strecke bis zur Hafenstrasse den Anblick der monumental aufgetürmten Stadt, der sich, wenn wir am Strande angelangt sind, zu konzentrierter Geschlossenheit verdichtet und im Olaiturm gipfelt. Wenden wir uns dem Meere zu, sehen wir direkt vor uns in einiger Entfernung vom Ufer die nur

wenig über den blauenden Wasserspiegel ragende Ruine der Kesselbatterie, auf deren einstige architektonisch wuchtige Gestaltung nur wenige erhaltene derbwulstige Profilsteine aus Granit schließen lassen, die wir auf dem Trümmerhaufen vorfinden. Links zieht sich ein Steindamm vom Ufer ins Meer hinaus, an dem Fischerboote ihren Fang abladen oder sich mit geschwellten Segeln zur Ausfahrt rüsten; zwischen den weißleuchtenden oder bräunlichen Segeln hindurch sehen wir die Mauermassen der Westbatterie, die sich auf einer Landzunge fest und trotzig aus dem Gischt der Brandung erhebt, während weiterhin die Insel Karlos mit ihren wenigen Baulichkeiten sichtbar wird. Der ganze Strand ist dicht besät mit kleinen Fahrzeugen aller Art, teilweise liegen die Boote auf dem sandigen Ufer, teilweise schaukeln sie auf den Wellen und laden uns ein, sowohl die Panzerschiffe auf der Reede zu besichtigen, als auch das Bild Revals von der Seeseite zu genießen.

Ein Blick auf die ragende Stadt, die schwungvoll aus der Ebene emporwächst, ist vom Meere aus ganz besonders entzückend, es ist dies die aller schönste und zugleich eine derartig charakteristische Ansicht, wie sie wohl von keinem andern Punkte sich uns darbietet; wir sehen nicht nur das Äußerliche wie bei andern Bildern, sondern der innerste Herzschlag des Lebens, das in dieser Stadt pulsiert, wird uns durch das geschäftige Treiben des Hafens entschleiert, und dieser Einblick ins Leben und

Treiben einer Stadt ist es, den wir von einer charakteristischen Ansicht fordern.

Die ausgedehnten Revaler Hafenanlagen bieten zu jeder Jahres- und Tageszeit abwechslungsreiche und interessante Bilder: draußen am nördlichen Bollwerk, das den Kriegshafen einschließt, liegen tückische Torpedoboote, die mit dem Rücken ihrer düstern Fischleiber nur wenig aus dem Wasser hervorragen, drin im Kauffahrteihafen liegt Segler an Segler, dichtgedrängt, und zahlreiche Dampferkolosse löschen keuchend und knatternd ihre Ladung. All die mannigfachen Fahrzeuge, vom kleinsten Ruderboot und der Segeljacht bis zum großen Dreimaster, und von der hurtigen Dampfpinasse bis zum gewaltigen Panzerkreuzer, befriedigen unser Auge in hohem Maße und liefern uns den Beweis, daß zwischen absoluter Zweckmäßigkeit und formaler Schönheit ein inniger Zusammenhang besteht, denn häßliche Schiffe gibt es nicht.

Während das Hafenbild bei lichtem Sonnenschein unendlich viel farbige und formale Details aufweist, vereint der Abend mit breitem Pinsel alle kleinen Einzelformen zu ruhigem Einklang und zeigt uns nur die Silhouetten: hier einen massiven Schiffsrumpf, dort eine Gruppe von Mastbäumen, hier den großen Kran, der seinen schrägen Arm über das ruhige Wasser streckt, und dort ein im Abendwinde flatterndes Segel und die kubischen Formen des Elevators. Von der Reede blitzen die weißen Lichter der Kriegsschiffe auf, und da huscht

auch schon ein gespenstischer Schein über das Ufergelände, beleuchtet auf seinem Wege eine spät heimkehrende Jacht und läßt die Scheiben einer Villa magisch erglänzen; der Schein gleitet weiter und wir sehen das Gemäuer der Brigittenruine aus dem Dunkel hervortauchen, dann ein Ruck --- und wir stehen selbst in Licht gebadet da: das Auge des Scheinwerfers umhüllt uns mit seinem Strahlenkegel.

Andere Bilder erschließen sich uns, wenn der Wintersturm die Takelung der Schiffe wild zerzaust, die Masten sich beugen und starrendes Eis jedes Tau einhüllt: über das westliche Bollwerk peitscht der Sturm die Wogen hinüber, schäumend, aber schon erstarrend, fluten sie über die Schiffe hinweg, an jeder Strickleiter, an jedem Querbaum erscheinen Eiszapfen von märchenhaftem Zauber, bis schließlich das ganze Schiff einen glasharten Panzer von grünlichem Eise trägt und wie ein bärtiges Ungeheuer aus dem Polarmeer ausschaut . . .

Wie freundlich ist dagegen der Eindruck an einem klaren ruhigen Tage! Keine Segler und Boote beleben die Bucht, nur die kleinen Eisbrecher arbeiten geschäftig; im übrigen unterbindet aber die Eisdecke den Verkehr mehr oder weniger und erhöht, durch die Ausschaltung der sommerlichen Staffage oder durch ihre Beschränkung auf ein Minimum, den ruhigen winterlich-nordischen Eindruck des Bildes.

* * *

Wenden wir uns nun der südöstlichen Vorstadt zu, deren Hauptverkehrsader die Große Dörpt-

sche Straße ist. Bereits im 13. Jahrhundert lag an dieser Straße eine städtische Wohltätigkeitsanstalt, das Revaler Leprosenhospital mit der Spitalkirche zu St. Johann, deren Bauten um 1370 in Stein ausgeführt, aber während einer Belagerung durch die Russen im Jahre 1570 aus strategischen Gründen von der Stadt selbst zerstört wurden. Der Neubau erfolgte dann im Jahre 1648, während 1724 die Kirche eine Vergrößerung erfuhr. Der Bau ist äußerst einfach, seiner Bestimmung als untergeordnete Spitalkirche angemessen; er ist mit einer Balkendecke im Innern versehen und trägt an dem Giebel der Westwand ein kleines Glockentürmchen.

Die Häuser im weiteren Verlauf der Straße zeichnen sich nicht gerade durch künstlerische Qualitäten aus, wenn auch hier und da ein älteres Wohnhaus mit einigen geschickt davor gepflanzten Bäumen dem Auge etwas Anziehendes bietet und den Wunsch wachruft, daß diesen guten Beispielen nachgeeifert würde.

Im Straßengewirr, das sich rechts ausdehnt, sieht es höchst unerquicklich aus: nichts als Häuser, die entweder gelb gefirnißt oder mit einer Farbe aus Straßenstaub und Kanalwasser gestrichen sind und schwärzliche Pappdächer, höchstens noch Metalldächer tragen. Wir ersparen uns daher das Durchstreifen dieser Gegend und gehen die Große Dörptsche Straße entlang, um die Höhe des Laksberges zu erreichen und von hier die Stadt im Tale vor uns ausgebreitet zu sehen. —

Von der Höhe der am Ufer des Oberen Sees sich hinziehenden Sanddünen sehen wir im Vordergrund die Schienenstränge der Petersburger und Felliner Bahnstrecken sowie zahlreiche Pulvermagazine, Friedhöfe und einige kleinere orthodoxe Kirchenbauten; über die flache, nichtssagende Vorstadt hinweg gleitend, hängt unser Blick wieder einmal mit Wonne an dem prächtigen Bilde der entfernten Altstadt, deren feine Silhouette von diesem Standpunkt aus sich wieder in einer neuen interessanten Variante zeigt. Über den geschlossenen prächtigen Baumgruppen der Schwedenbastion und Schmiedepforten-Anlagen erscheinen: der Kik in de Kök, der Lange Hermann und der Turm der Domkirche, zwischen ihnen glänzt die Kathedrale, um deren Kuppeln die Sonnenstrahlen ein flimmerndes, köstliches Gewand weben, die mächtigen Türme der Unterstadt aber ragen mit ihren kühnen Spitzen bis zur gleichen Höhe auf, wie die Bauten auf dem hochgelegenen Dome; es grüßen uns die alten Bekannten: St. Nikolai, der Rathausturm und St. Olai.

Nachdem wir in großem Bogen zur Pernauschen Straße gelangt sind und den Schienenstrang überschritten haben, erregt ein Neubau unsere Aufmerksamkeit, dessen gesucht originell wirkende architektonischen Formen ihn als Sprößling der noch nicht völlig ausgereiften neu-finnischen Schule kennzeichnen; die Bestrebungen der Finnländer sind durchaus aner kennenswert: sie verstehen es, den nordischen Charakter ihren Bauten aufzuprägen

und die Forderungen der klimatischen Verhältnisse mit äußerster Konsequenz durchzuführen, verfallen dabei aber hin und wieder in ein allzu derbes, ja gänzlich primitives Schaffen und scheinen es vergessen zu haben, daß bereits eine weit feinere Differenzierung nordischer Architekturformen in früheren Zeiten stattgefunden hat. Das hohe Kalksteinrelief, einen betagten Arbeiter darstellend, bildet einen schönen Schmuck des Giebels; die Portale sind aus gediegenem Material gebildet und geben uns im Zusammenwirken mit der Vorhalle und der Ausstattung der großen Halle eine Vorstellung vom modernen finnischen Kunstschaffen. Der Bau ist von der Firma A. M. Luther für gesellige Veranstaltungen der Arbeiterschaft errichtet worden.

Die Große Pernausche Straße führt uns an einigen anspruchslos-hübschen Holzwohnhäusern mit kleinen Vorgärten vorüber zum Antonisberg, von dessen Höhe aus der Wasserturm die Gegend beherrscht; in seiner Nähe sehen wir das wohlgelungene, aus roten Ziegeln erbaute Knüppfersche Haus, während das gegenüberliegende Gebäude mit seinen mißglückten romantischen Bestrebungen daneben gänzlich verfällt.

Der Teil der Südvorstadt, in dem wir uns jetzt bewegen, der zwischen der Innenstadt und der Kleinen Pernauschen Straße liegt, und sich nach Osten bis zum Neuen Markt erstreckt, ist mit seinen breiten Straßen, bepflanzten Plätzen, Alleen sowie

den Neubauten privaten und kommunalen Charakters wohl der entwicklungsfähigste und wichtigste in der nächsten Umgebung der Altstadt. Speziell zwischen der Karriporfte und der Kleinen Pernauschen Straße liegen die wichtigsten Bauten der letzten Jahre: der Revaler Klub, das Bezirksgericht, die Petri-Realschule, das Gebäude der Russischen Gesellschaftlichen Vereinigung, die Kreditkasse, die Reichsbank, und auch die Neubauten der Theater werden sich hier gegenüber dem Bezirksgericht und der Realschule erheben. Die Markthalle östlich und die Johanniskirche westlich bilden den Abschluß dieses Baukomplexes, dessen einzelne Glieder in ihrer künstlerischen Qualität so grundverschieden sind und teilweise einen so kraß zutage tretenden Bruch mit den gesunden Traditionen der Revaler Kunst aufweisen, daß es uns unerklärlich ist, wie sie auf Revaler Grund und Boden entstehen konnten. In einigen der Bauwerke macht sich ein Hang zur italienischen Renaissance geltend, was ja an und für sich nicht übel ist, wenn nur der Gesamteindruck sich unserem Stadtbilde besser einfügen wollte! Als Deutschland, Frankreich und England sich unter dem Einfluß italienischer Kunst befanden, verstanden es diese Länder trotz der Anwendung fremder südlicher Formen, spezifisch deutsche, französische und englische Werke zu schaffen, indem sie den nordischen Charakter durch stark entwickelte Dächer, weniger zarte Profile und derbere Ornamente betonten und beileibe

nicht die flachen südlichen Dächer übernehmen, wie wir sie in Italien finden.

Wenn wir, auf dem Platze vor der Kreditkasse stehend, uns die architektonisch ausgezeichnet durchgebildete Realschule ansehen, wird der Beschauer, der sein nordisches Empfinden einigermaßen bewahrt hat, den Eindruck gewinnen, daß etwas außerordentlich wichtiges, nämlich das schirmend sich über den Bau breitende Dach, überhaupt fehlt; zumal wenn der Standpunkt nicht allzu fern gewählt wird, macht die ganze Anlage einen unfertigen Eindruck, etwa wie ein Standbild ohne Kopf. Konstruieren wir uns im Geiste ein Revalsches Ziegeldach auf diesen Bau, und wir haben sofort eine vollkommen würdige Wirkung, da die Hauptfassaden alle in guter Putztechnik einheitlich und fein durchgearbeitet sind und nichts zu wünschen übrig lassen. Die Realschule wurde im Jahre 1883 erbaut und weist Vorzüge auf, die sie weit über die Bauten der Russischen Gesellschaftlichen Vereinigung (1895), des Bezirksgerichts (1894), und des unglücklich auf dem Präsentierteller dastehenden Revaler Klub (1900) erheben. Letzterer macht sowohl durch seine Formen, wie durch die Fassadenbehandlung mit den in Stuck ausgezogenen Profilen und Pilastern und den dazwischenliegenden schmutzig-grauen **Kalksteinflächen**, einen überaus kläglichen Eindruck und möchte scheinbar in den Boden versinken, obwohl er dem Revaler Boden nicht entsprossen ist. Es ist eines jener neutralen Bauwerke, die überall

stehen könnten, aber kein bodenständiges Erzeugnis baltischer Kunst, kein Revaler Klub. Und was wäre das für eine dankbare Aufgabe für einen Künstler gewesen, der sich über die Bedeutung und den kulturellen Wert der Heimatkunst klar geworden ist!

Ein kontrastreiches Gegenbeispiel zu diesem Bau bildet die Kreditkasse, deren sofort ins Auge fallende Vorzüge sie zu einem Schmuck unserer Stadt machen. Das schöne rote Ziegelmateriale wirkt mit dem hellen Kalksteinsockel, den weißen Fensterrahmen, den geputzten Nischen und farbigen Wappen vorzüglich munter und kräftig, das ganze Haus birgt sich traulich unter dem hohen Schieferdach und stellt seinem Schöpfer, dem leider allzu früh aus dem Leben geschiedenen Architekten A. Reinberg, das Zeugnis eines feinsinnigen Künstlers aus, der es verstanden hat, an die Formen der norddeutschen Hansagotik und der märkischen Ordensbaukunst anknüpfend, etwas Zeitgemäßes und Modernes im besten Sinne des Wortes zu schaffen. Auch das Innere hat eine vornehm-gediegene Ausstattung erfahren, und somit stellt dieses Werk einen Meilenstein in der Entwicklung der neuzeitlichen Architektur Revals dar, die endlich wieder vom starren Schematismus der letzten Jahrzehnte abgewichen ist und sich zu lebensvoller Gestaltung durchgerungen hat.

Wie sehr das sinnlose Arbeiten nach einer bestimmten Schablone in den sechziger Jahren

üblich war, zeigt uns am auffallendsten die 1867 eingeweihte Johannis-Kirche. Hier hat der Architekt die Aufgabe gehabt, einen protestantischen Kirchenbau zu schaffen, und was tut er — er schafft aus unerklärlichen Gründen einen rein katholischen! Das Langhaus, aus einem Hauptschiff und zwei Seitenschiffen bestehend, deren Pfeilerstellung den Blick auf die Kanzel erschwert, ist der charakteristische Grundriß der katholischen Prozessionskirche und nicht der protestantischen Predigtkirche. Die alten Revaler Kirchen haben ja alle diesen dreischiffigen Grundriß, mit Ausnahme der beiden kleinen zweischiffigen Anlagen, da sie ja früher allesamt für katholische Zwecke errichtet waren.

Wie ein protestantisches Gotteshaus angelegt werden muß, zeigt uns die Karlskirche, in der kein einziger Pfeiler den Blick auf Altar und Kanzel hindert. Ein großer Raum muß die Gemeinde einheitlich zusammenfassen, wie es hier geschehen ist. Diese auf einer Anhöhe gelegene Kirche wurde 1870 geweiht und bildet mit ihren zwei Türmen und den schlichten romanisierenden Formen einen wirkungsvollen Prospekt für die breite Hauptallee, die zu ihr ansteigt. Der Blick des Beschauers, der auf dem Platze vor der Schmiedepforte steht, wird durch die Baumreihen direkt auf die Kirche als Zielpunkt hingeleitet; in der entgegengesetzten Richtung haben wir die dunkeln Kastanienkronen der Promenade und die Johanniskirche mit ihrer leider

so nichtssagenden Physiognomie vor uns, dafür genießen wir aber das schönste Panorama, wenn wir den Blick nach Norden wenden: hier erheben sich die Domkirche, die Kathedrale und der Kik in de Kök aus dem Grün der bepflanzten Böschungen. Nur im Süden ist der Platz noch schlecht abgeschlossen, und bei einem Blick in dieser Richtung fällt seine langweilig-große Ausdehnung unangenehm auf; ein an dieser südlichen Seite errichtetes Monumentalgebäude, etwa ein neues Stadthaus, wenn das alte Rathaus den Anforderungen der wachsenden Stadt nicht mehr in vollem Umfange gerecht werden kann, oder die neue estnische Kirche, die an der Großen Pernauschen Straße errichtet werden soll, könnten hier ihren Platz erhalten, und es würde namentlich eine Kirche, bei geschickter Placierung und Vereinigung mit dem Pfarrhause zu einer Gruppe ausgezeichnete Bildwirkungen erzielen und den jetzt charakterlosen Platz zu einem künstlerisch wirksamen machen. Bei Errichtung eines Profanbaues könnten im unteren Geschoß Verkaufsstände und Laubengänge eingerichtet werden, die dem sich hier abspielenden Markttreiben äußerst nützlich sein würden.

* * *

Ersteigen wir jetzt die Schmiedepforten-Anlagen, die frühere Bastion Ingermannland, erschließt sich uns ein weiter Horizont, der im Süden von den Sanddünen der Ufer des Oberen Sees gebildet wird und im Nordosten — von der leicht

dunstig verschwimmenden Grenzlinie zwischen Himmel und Meer; unser Blick schweift von Süden über Osten nach Norden, zahlreiche der besprochenen Bauwerke aus dem Häusermeer herausfindend und sie als Bestandteile neuer interessanter Städtebilder kennen lernend, bis er schließlich doch wieder von der Altstadt am stärksten angezogen wird und auf ihren mannigfaltigen Formen und Farben mit Behagen ruht; als Hintergrund erscheint das Meer, in dessen azurenen Formen unsere Träume hinausziehen . . .

Begeben wir uns von hier, nachdem wir den Kik in de Kök aus nächster Nähe betrachtet haben, am Langen Hermann und der Schwedenbastion vorüber, den Falkensteg hinab zur Bahnhofspromenade, um, unsere Wanderung beschließend, den Weg nach rechts einzuschlagen und vom Patkul-Wall den Dom von Westen und Nordwesten kennen zu lernen.

Der wohlerhaltenste und größte Schloßturm der Lange Hermann, ist uns bereits aus dem Kapitel „Der Dom“ bekannt, doch haben wir ihn noch nicht zu solch imponanter Wirkung kommen sehen, wie bei einer Ansicht von Westen, wo er rechts das Bild energisch begrenzt und sich von ansteigendem Terrain zu beträchtlicher Höhe entwickelt, weit in die Lande und übers Meer schauend. Links neben ihm beginnt die Front des alten dänischen Pallas und, wo die Mauer einen leichten Knick aufweist, das Ordensschloß, dessen Westfront, wie auch die

des Pallas, grau, kahl und verwittert, nur von wenigen Öffnungen durchbrochen und durch spärliche Vorsprünge belebt, einen düster-toten Eindruck macht.

Die erkerartigen Vorsprünge, die wir hier sehen, hatten ihre ureigenste Bestimmung nur in den Wohngeschossen des Ordensschlosses und des Pallas zu erfüllen, waren aber doch, wenigstens der nördliche, bis zum Wehrgeschoß hinaufgeführt, wie uns ein Bild des kunstsinnigen Pfarrers Carl Buddeus vom Jahre 1830 erkennen läßt, und dienten in diesem obersten Geschoß wichtigen strategischen Zwecken, indem eine gute Bestreichung der Wehrmauer von hier aus möglich war.

Den Abschluß der Westmauer bildet der aus dem Gemäuer vorkragende Schneckenturm oder Pilsticker, von dem aus sich ostwärts früher der Graben hinzog, der das castrum minus, das eigentliche Schloß, vom übrigen Teil des ganzen Domberges oder castrum magnus trennte.

Weiterhin nach Norden erheben sich auf stolzer Höhe eine Reihe von Privathäusern und das umfangreiche Gebäude des Reval-Hapsalschen Friedensgerichts; wenn auch nicht alle dieser Bauten ein hohes Alter aufweisen, so pflanzen sie doch die gesunden Traditionen Alt-Revals fort und schauen trotzig und kühn vom steilen, felsig zerklüfteten Abhang herab, der leider jetzt nicht mehr jenen urwüchsigen pittoresken Eindruck macht, wie noch vor

wenigen Jahren. Glatte neue Untermauerungen, deren Nischen auch nicht viel zu ihrer Verschönerung beitragen, haben an vielen Stellen den zerbröckelnden Felsen stützen müssen, um einem Absturz der dicht an seinen Rand herantretenden Häuser vorzubeugen.

Über die Wohnhäuser hinwegragend, erscheint die Turmseite der ehrwürdigen Domkirche und spiegelt sich in der ruhigen Wasserfläche des Patkulgrabens, ein Anblick, der besonders reizvoll wird, wenn die Abendsonne ihre letzten purpurnen Strahlen am goldigen Turmknopf spielen läßt und ein ausgewähltes Fenster zum glühenden Rubin wird . . .

Am Domabhang vorübersehend, in der Richtung auf die Olai-Kirche zu, erschließt sich uns ein anmutiges Bild, das durch eine Baumgruppe zur Linken und die ansteigende Domböschung (Abb. 15) zur Rechten umrahmt wird. Der Olai-Turm, die Preobraschenski-Kathedrale mit Glockenturm und Kuppel, und einige wohlerhaltene Festungstürme bauen sich hier zu einer schönen Gruppe auf, die sich aber vor unserm Blick weiter auseinanderzieht und ihre geschlossene Wirkung einbüßt, wenn wir das östliche Ende der Patkulpromenade erreicht haben. Dafür erscheinen vor uns die noch wohlkonservierten „sieben Türme“ der nordwestlichen Festungswerke Alt-Revals, die, verhältnismäßig dicht beieinander stehend, noch heute einen wehrhaften Eindruck machen.



THE UNIVERSITY BUILDING

Montebello, Cal.

Da die westlich vom Domberge gelegene Vorstadt und die ganz neuen, nüchtern-proletarischen nordwestlichen Arbeiterviertel so gut wie nichts Interessantes bieten, beschließen wir hier unsere Wanderung durch die Vorstädte, um nun die bemerkenswertesten der Revaler Friedhöfe zu besuchen.





Abbildung 16.

Revals Friedhöfe.

Wie in der Architektur, so kommt auch in allen übrigen bildenden Künsten der Charakter eines Volkes zum klarsten Ausdruck, der Charakter, der durch Rasseeigentümlichkeiten, Lebensbedingungen, klimatische Verhältnisse und zahlreiche andere Faktoren beeinflusst wird, die für jedes Land und für jede Zone grundverschiedene sind.

Zu den bildenden Künsten gehört nun auch in gewissem Sinne die Gartenkunst, sofern sie nach den

Gesetzen der Schönheit Schmuckgärten anlegt und erhält, Teilen von Landschaften den bewußt schaffenden, gestaltenden Willen des Menschen aufprägt, die Städte verschönert und auch die Ruhestätten der Verstorbenen durch ein liebliches Gewand anmutig schmückt. Ein jedes Kulturvolk hat seine eigenen Gartenformen herausgearbeitet, das eine überaus charaktervoll und prägnant, das andere mehr zum Eklektizismus neigend, den übernommenen Formen nur gewisse Züge der nationalen Eigenart aufprägend, je nach dem höheren oder tieferen Stand der Kultur.

Wie in den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Gartenkunst, repräsentiert durch die Anlagen der italienischen, der französischen architektonischen Gärten und anderseits der nordisch-englischen Naturgärten, so kommen auch in den Friedhofsanlagen bis auf den heutigen Tag die erheblichen Unterschiede in der Geschmacksrichtung der germanischen und romanischen Rasse zum Ausdruck, die durch psychologische Momente des Totenkultus noch verstärkt werden.

Das Ideal eines deutschen Friedhofes, wie es im Ohlsdorfer Friedhofspark bei Hamburg am vollkommensten verwirklicht ist, wurzelt in der tiefen, religiösen Naturverehrung der Germanen. Wir brauchen wohl nicht den guten Tacitus extra aus der Unterwelt zu bemühen, um ihn erzählen zu lassen, wie schon seine germanischen Zeitgenossen im Schatten heiliger Wälder und Haine ihren Toten huldigten und aus dem Rauschen der Eichen die Stimmen der Vorfahren hörten.

Für die romanischen Völker ist diese intensive Naturverehrung stets etwas Unverständliches geblieben; sie wollen die Ruhestätten ihrer Vorfahren nicht unter grünem Laubdach verstecken, fast baumlos liegen viele ihrer Friedhöfe da, einen starren Marmorwald von Monumenten, Säulen und Stelen bildend, die mit leuchtenden Inschriften rühmend dem Wanderer künden, welche Verdienste hier unter der schweren Grabstätte ruhen. Der ganze Gottesacker ist keine freundliche Stätte des Friedens, kein grünender Garten, der zu längerem beschaulichen Verweilen einlädt, er ist eine Nekropole, eine ernste, düstere Stadt aus Marmor und Granit, deren Kapellen, Kreuze, Pyramiden, Mausoleen und Grabplatten in streng geraden Fluchten aufgereiht sind. Nur rechtwinklig sich schneidende Wege durchkreuzen das Terrain, und der Spaziergänger fühlt sich in dieser kalten, von konventioneller Kunst strotzenden Umgebung unbehaglich und bedrückt. Die höchste Stufe der Nüchternheit für nordisches Empfinden erreichen wohl die Friedhöfe einiger nord-afrikanischer Städte, wo die ganze Bodenfläche des Gottesackers mit Grabsteinen gepflastert ist: kein Grabhügel, keine Blume, kein Baum noch Strauch, selbst kein emporragendes Denkmal ziert den Platz, nichts als weiße, mit Inschriften bedeckte Platten liegen dicht aneinander gedrängt da, eine öde und tote Fläche bildend.

Welch anderes Bild zeigt ein nordisch-deutscher Friedhof! Hier herrscht das Bestreben, auf der letzten Ruhestätte der Abgeschiedenen die düsteren,

beklemmenden, traurigen Eindrücke möglichst zu mildern, den Begräbnisplatz seines Charakters als Totenacker möglichst zu entkleiden und ihn zu einem eigentlichen Friedhofe, einem Orte des Friedens, einem freundlichen Garten zu gestalten, der nichts Abschreckendes für die Besucher hat, ja sogar als Erholungsplatz dient.

Die älteren Friedhöfe Revals zeigen alle diese spezifisch nordischen Eigenschaften, da ein schöner Baumbestand sie auszeichnet und schattige Wege zwischen den Gräbern hinführen. Als älteste Anlage ist wohl der Kirchhof zu Fischermai anzusehen, der dicht am Meere in der nördlichen Vorstadt liegt und früher von deutschen Gemeinden benutzt wurde. Einige Grabsteine dieses würdigen Parkes stammen aus dem 17. Jahrhundert und stehen noch heute, bald dreihundertjährig, aufrecht und fest da. Die aus Kalkflies gearbeiteten Gedenksteine des Rats Herrn Porten, der hier im Jahre 1641 beerdigt wurde, und seiner Gattin, deren Stein die Jahreszahl 1636 trägt, lassen in den oberen Teilen, in kreisförmiger Umrahmung, Wappen erkennen, und auch die Zahlen und Inschriften sind erhalten. Der älteste Stein des Friedhofes, ein mit dem gräflich Braheschen Wappen geschmückter, weist die Jahreszahl 1634 auf.

Der größte Kirchhof Revals ist der von Ziegelskoppel. Er wurde im Jahre 1774 geweiht und den Gemeinden der St. Olai- und St. Nikolai-Kirche übergeben, da um diese Zeit das Beisetzen der Leichen innerhab der Kirchen selbst verboten

wurde. Der Raum, der hier zur Verfügung stand, war nicht groß genug, um eine völlig freie Parkanlage zu schaffen, wie Amerika sie jetzt für diese Zwecke so zahlreich aufzuweisen hat, auch traten wohl Reminiszenzen an den klassischen französischen Garten hinzu, die auf die Grundrißdisposition Einfluß ausübten und ihm die einförmig rechtwinklige Einteilung gaben. Daß dieses durchaus nicht störend ist, verdanken wir dem reichen Baumbestand und den Höhendifferenzen der einzelnen Teile, welche ein gewisses Leben in die ganze Anlage bringen. Wir finden hier manches stimmungsvolle Plätzchen, manch schattigen Ort, wo der einzelne sich in stiller Weltabgeschiedenheit, in stummer Zwiesprache mit dem geliebten Toten, ausruhen kann von dem hastigen Getriebe des täglichen Lebens, wo er einmal aufatmen kann und etwas von der großen unendlichen Ruhe der Toten in sein Herz einzieht, während der Wind in den Baumkronen rauscht und seine weihevollen Weisen harft . . .

Die alten Kapellen tragen auch wesentlich zur Erhöhung des Eindruckes gewisser Partien des Friedhofes bei, was man leider von vielen Grabdenkmälern, die denselben Zweck haben sollten, nicht behaupten kann. Unser einheimisches, altbewährtes Material, der Kalkstein, ist auf diesem Friedhofe gänzlich in Vergessenheit geraten, und gerade er ist wie geschaffen dazu, zur Herstellung schlichter Monumente verwendet zu werden. Seine blaugraue Farbe würde im Verein mit einer nicht

übertriebenen Vergoldung einzelner Flachornamente oder schöner Schriftzeichen zu vorzüglicher Wirkung kommen. Es ist ja nicht unbedingt notwendig, über jedem Grab ein Kreuz zu errichten und damit eine erschreckliche Monotonie in die Reihen zu bringen. Antike Stelen und die auf diese zurückgehenden Schöpfungen moderner Grabsteinkunst müßten baldmöglichst Berücksichtigung finden. Der Zweck der Grabdenkmäler, neben der Ehrung für die Toten den Friedhof zu verschönern, wird durch die heute gebräuchlichen Formen leider nicht im entferntesten erreicht; die Grabdenkmalindustrie Revals erzeugt nichts als vollkommene Geschmacklosigkeiten; ganz abgesehen von den zertrümmerten Säulen, den knorrigen, scheinbar vom Blitze gespaltenen Baumstümpfen aus Granit, sind auch die gewöhnlichen Kreuze und Platten von einer glatten Gelecktheit, die nichts weniger als würdig und weihevoll ist. Verwerflich ist es auch, dem Sockel der Kreuze durch mühsam-künstliche Bearbeitung das Aussehen einer Anhäufung von Knollenfrüchten zu geben, desgleichen könnte in den meisten Fällen das kostspielige Hochglanzpolieren der Granitgegenstände unterbleiben.

Auch die Schmiedearbeiten zeigen einen traurigen Mangel alter Handwerker-Meisterschaft und sind völlig charakterlos aus leicht zu verschnörkelndem Bandeisen zusammengeleimt. Hier und da sehen wir auch ein schweres Kunstschmiedegitter, das von tüchtigem Können zeugt, doch leider im

Verhältnis zu den kleinen Dimensionen des umfriedeten Platzes viel zu wuchtig und anspruchsvoll wirkt, indem es sich in den Mittelpunkt des Interesses drängt und das Grab selbst gänzlich übersehen läßt. So können auch an sich gute Arbeiten, wenn dem Schöpfer das richtige Gefühl für harmonische Gesamtgestaltung abgeht, nur unerfreulich, unkünstlerisch wirken.

Wir verlassen Ziegelskoppel, um den eigenartigsten unter den zahlreichen kleineren Friedhöfen Revals, den zu St. Brigitten, in Augenschein zu nehmen. Hier ist es nicht eine gartenartige, schattige Anpflanzung, die uns entzückt; nur wenige Bäume stehen hier, und nur spärliches Buschwerk grünt zwischen den Grabhügeln. Der Stimmungsgehalt dieses Kirchhofes liegt im rührenden Verfall, in der Predigt von der Vergänglichkeit des Menschen und selbst seiner mächtigsten Werke, die uns seine stille und doch so eindrucksvolle Formensprache hält. Die kleinen Grabhügel sind auf einem rechteckigen Raum im Westen der gewaltigen Klosterkirchenruine, die wir im nächsten Abschnitt näher kennen lernen werden, verteilt; sie drängen sich, gleichsam schutzsuchend, unter dem einzigen erhaltenen hohen Giebel der einstigen Hallenkirche zusammen und tragen ein jeder seine kaum meterhohe Stele oder ein breites flaches Kreuz, die zumeist aus Kalkstein gehauen und mit einer schlichten Inschrift oder einem Bibelspruch geziert sind. Die ältesten sind mit einem goldigen Edelrost von

trockenen Moosarten überzogen, doch finden wir auch Steine, die mit der Jahreszahl 1908 bezeichnet sind, fürwahr ein erfreuliches Zeichen, daß die Besteller sich nicht von dem trostlosen Prunk einer mit Silberbronze bestrichenen mageren Schmiedearbeit auf einem möglichst bizarr gebildeten Sockelstein haben bestechen lassen. Angenehm berührt es uns auch, daß die einzelnen Grabstellen nur selten von einem jener Gitter umzogen und scharf abgegrenzt sind, die aus kleinen, spitzigen Lanzen oder Spießeln gebildet sind und meistens auch mit Silberbronze, die als sehr fein gilt, angestrichen werden. Eine Tannen- oder Weißdornhecke wirkt ungleich sympathischer und hat noch den Vorzug, daß hier keine vergoldeten Kugeln von Spitzbubenhand abgeschraubt werden können, wie es bei den reicheren Gittern so oft geschieht. Der Gesamteindruck des Kirchhofes zu St. Brigitten ist ein charakteristisch nordischer, nirgends sehen wir prunkvolle Monumente, wie sie der Romane bevorzugt, um möglichst ausdrucksvoll Zeugnis abzulegen von dem gewaltigen Schmerz um den Verstorbenen; einfach, schlicht und wohligherborgen liegt das Friedhöfchen da, im Schutze der ersten Ruine.

Wenden wir uns nun zum neuen Friedhof in Kosch und zur großen Anlage des Rahomäggi. In beiden Fällen liegen trostlose kahle Flächen vor uns, in deren Mitte sich, gleichsam drohend, ein hohes, nacktes, schwarzes Kreuz erhebt! Man scheint es für unmöglich zu erachten, einen neuen

Begräbnisplatz in einer waldigen Gegend anzulegen, ja direkt ein Stück des Kiefernwaldes zu benutzen, was man im Süden der Stadt sehr gut tun könnte. Und wie schön macht sich doch eine Neuanlage, wenn der bereits vorhandene Baumbestand sie von vornherein weihevoll und freundlich stimmt und ihr das Nüchterne einer sofort in die Augen stechenden geometrischen Aufteilung benimmt. Gut ist es noch, wenn die Anlage wenigstens nahe an einen Wald herangerückt ist, so daß sie einen angenehmen Hintergrund von Bäumen hat. Da Friedhöfe doch stets außerhalb der Stadt angelegt werden, wo das Land keinen sehr hohen Wert hat, braucht man doch wirklich nicht aufs peinlichste jeden Quadratfuß auszunutzen: man muß um der Schönheit des Ganzen willen Baumgruppen ruhig stehen lassen und kann auch um größere Einzelbäume herum, deren weitverzweigtes Wurzelwerk das Graben sehr erschwert, Rasenplätzchen freilassen und hier Bänke anordnen, was gewiß dem Bilde sehr zugute käme!

Was Friedhofsanlagen betrifft, können wir noch viel von Amerika lernen, dort gibt man ihnen den Charakter freundlicher Parkanlagen in außerordentlich künstlerischer Weise und macht so die Ruhestätte der Toten zu einem Erholungsplatze für die Lebenden; die Gräber liegen nicht militärisch in Reih und Glied angeordnet, auch sind die Friedhöfe nicht übersät mit Steinmonumenten, sondern die Begräbnisplätze liegen einzeln an Teichen, auf denen Schwäne sanft dahinziehen, oder an Hügelabhängen

verstreut, in still-friedlicher Abgeschlossenheit. Der Dichter Friedrich von Bodenstedt beschreibt seinen Besuch in einem dieser amerikanischen Totenparks bei Cincinnati mit folgenden Worten: „Es war ein sonniger Wintertag, als wir die meilenweit sich hinziehenden Anlagen von Spring-Grove durchfuhren, die sanft gewellten Rasenflächen zeigen in leichten Kurven gezogene Kieswege, anmutige und ernste Baumgruppen, dazwischen herrliche Monumente, rote Granitsäulen und glänzende Marmorstatuen, die in klaren Seen sich abspiegeln. Das ganze Bild wird abgeschlossen von grünen Hügeln und freundlichen Villen. Zu den Anpflanzungen der Bäume und Sträucher haben, soweit es das Klima gestattet, die Wälder aller Zonen ihren Tribut liefern müssen, aber besonders reich sind die in- und ausländischen Koniferen vertreten. Die klaren Seen und Bäche heben und vervielfältigen die friedlichen Landschaftsbilder in zauberischer Weise.“

Derartige meilenweit sich ausdehnende Totenparks braucht eine verhältnismäßig kleine und nicht sehr reiche Stadt wie Reval nicht anzulegen, doch könnte das Prinzip wohl übernommen werden, und wäre in der schönen und abwechslungsreichen Umgebung sehr gut realisierbar. Es könnten auch hier, anstatt öder, trauriger Flächen, Paradiese des Todes entstehen, durch deren Schönheit der Gedanke der Vernichtung jeden Schrecken verliert.



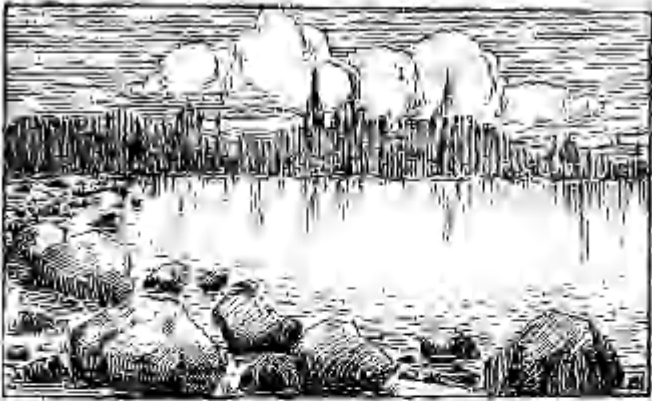


Abbildung 17.

Katarinental und St. Brigitten.

Die Umgebung Revals ist von einer lieblichen Anmut, einer blühenden Heiterkeit, stellenweise aber auch von einem feierlichen Ernst und einer pittoresken Großzügigkeit, daß selbst der Kenner berühmtester Naturschönheiten sich ihrem hohen Reiz nicht verschließen können. Namentlich in Katarinental und St. Brigitten vereinigen sich Kunst und Natur zu wohltuendem Zusammenklang.

Der gepflegte alte Park von Katarinental und das reizend barocke Lustschlößchen sind Schöpfungen Peters des Großen, die er durch den Architekten Michetti im Jahre 1718 seiner Gemahlin Katarina anlegen ließ. Freundlich leuchten die hellen Farben des Palais, der weiße und gelbliche Putz, dazu das

lichtgrün gestrichene Dach durch das schattige Laub der Linden; treten wir auf den freien, durch gärtnerische Kunst geschmückten Vorplatz des Schloßchens, können wir uns an der zierlichen, sparsam angewandten Ornamentik, den feinen Profilen und besonders an den graziös geschwungenen Fensterumrahmungen erfreuen. Im Mittelrisalit treten im Erdgeschoß Säulen vor, die einen Balkon tragen, der vor dem zweigeschossigen Hauptsaal liegt.

Die Eigentümlichkeiten des Terrains sind vom Architekten äußerst geschickt ausgenutzt worden; der Bau ist an einem Abhang errichtet und schneidet derartig in die Böschung ein, daß er sich auf der Anfahrtseite dreigeschossig präsentiert, während er auf der entgegengesetzten Seite, zum kleinen umfriedeten Giardinetto nur aus dem Parterre und einem Obergeschoß besteht. Nahezu in der Fluchtlinie der Westfassade des Hauptbaues erheben sich auf der Terrasse schöne, breitkronige Lindenbäume und als Abschluß auf jeder Seite ein Wohnpavillon.

Der Schöpfer dieser Anlagen, der Architekt Michetti, ist ein Nachzügler der großen französischen Baukünstler, die, im Geiste Le Nôtre's, Architektur und Parkanlagen mit den Effekten, die der Beschaffenheit des Bodens zu entnehmen waren, in eins verbanden. Der Garten wurde als wichtiger Teil des Kunstwerkes gedacht und selber in echt künstlerischem Geiste geschaffen. Der alt-französische Garten wurde mit dem Palast eng verbunden und

mußte gewissermaßen dessen Grundriß fortsetzen, wenigstens sich mit seinen Linien an die der Architektur anschließen. Es geschah daher fast regelmäßig — was wir auch in Katarinental bestätigt finden —, daß die Linien der Langseiten des Hauptgebäudes sich nach rechts und links in parallelen Alleen fortsetzen, während eine breite Perspektive, die Hauptallee, perpendikulär auf die Achse des Gebäudes gerichtet wurde. In der ursprünglichen Anlage des Parkes hatte wohl die gerade Linie die Alleinherrschaft, was noch heute in den streng parallelen Alleen und den senkrecht sie durchschneidenden Quergängen des westlich vom Palais gelegenen Parkteiles zum Ausdruck kommt. Die jetzt zugeschütteten Kanäle der einstigen imposanten Wasserkünste, deren plastischer Schmuck leider durch die Kaiserin Anna Iwanowna nach Peterhof übergeführt wurde, hatten dieselbe Richtung wie der größte Teil der Alleen, nämlich von Westen nach Osten, und wurden vom hochgelegenen Teich des östlichen Parkteiles gespeist.

Indem der Architekt nicht bloß die rechtwinkligen Linienzüge des Gebäudes in den Garten hineinzog, sondern auch die Architektur durch Treppenanlagen, Böschungen, Terrassen und Hecken in das Grün der Pflanzenwelt hinüberleitete und in den Eckpavillons verklingen ließ, milderte er den Kontrast der scharflinigen Architektur mit den sanften, gerundeten Formen des Baumschlages und gewann eine reiche Abwechslung der Ansichten

und interessante Detailbildungen. Die Forderung des alt-französischen Gartenstils, einen freien, rechteckigen oder polygonalen Platz vor dem Hause anzulegen, der mit Blumen en broderie geschmückt wurde, ist auch in Katarinental erfüllt, während sich der Hauch der neuen Richtung im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts bereits insofern bemerkbar machte, als auf die Anlage einer „Heckenstadt“, der tonelles, berceaux, cabinets de verdure — verzichtet worden ist, die Bäume größtenteils ihren natürlichen Wuchs beibehalten konnten und freieren Gruppen mehr Raum gestattet wurde.

In späterer Zeit wurden Teile des Parkes zu freien Landschaftsgärten gestaltet, so daß wir jetzt in Katarinental eine glückliche Verschmelzung des französischen und englischen Gartens haben, deren Vorzüge sich gegenseitig ergänzen und einen Spaziergang unter den alten Eichen und Linden wahrhaft genußreich machen. Von mancher schnurgeraden Allee erschließt sich uns der Blick in ganz natürliche Parkszenarien, und namentlich von den höher gelegenen Teilen aus erscheint dem Beschauer eine ganze Reihe herrlicher Landschaftsbilder mit Ausblicken auf das Meer hinaus.

In diesem oberen Teile des Parkes steht im Schutze des Glintes das wohlerhaltene Häuschen, in dem Zar Peter bei seinen häufigen Besuchen in Reval so gern weilte; es ist ein überaus biederes, kleines Wohnhaus mit großen Fensteröffnungen, welches, vollständig vom Grün der Bäume um-

geben, noch heute dieselbe Einrichtung zeigt, die der Monarch ihm gegeben hat.

Wir wenden uns jetzt zu den Steinstufen, die auf die Höhe des Glintes führen, um vom Weißen Leuchtturm einen wunderbaren Ausblick auf Reval und die Katarinentalsche Bucht zu genießen. Im Vordergrund ein tiefgrünes Meer der wogenden Baumkronen des Parkes, weiterhin der Hafen mit Masten und Segeln, St. Olai auf dem Vorposten und weiter nach links, dichter zusammengedrängt, die übrigen uns bekannten Bauten des turmreichragenden Reval.

Kehren wir zum Palais zurück, um, der Seeallee folgend, ans Gestade des Meeres zu gelangen. Die perspektivisch zusammenlaufenden Linien der Allee haben als Zielpunkt das Russalka-Denkmal. Ein Denkmal! Das erste, dem wir auf unseren Wanderungen begegnet sind, denken wir, und nehmen es dem Engel darum auch nicht übel, daß er uns hartnäckig die Kehrseite zuwendet. Doch beim Näherkommen bemerken wir mit einer gewissen Unzufriedenheit, daß der Engel uns leider nicht durch bezaubernde Schönheit seine Taktlosigkeit vergessen läßt. Der Sockel besteht aus wild zerklüftetem Gestein; an der Seeseite tritt die Spitze eines Schiffes hervor, welches einen konisch zulaufenden Felsblock trägt, der dem in Bronze ausgeführten kreuzschwingenden Engel als Postament dient. Wir laufen um das Denkmal herum, um dem robusten Burschen ins Antlitz zu schauen, doch von dieser Seite in der Nähe betrachtet

erscheint die Figur derartig verkürzt und plump, daß wir uns bemühen, immer weiter zurückzutreten, bis wir schließlich in unserem Eifer, einen guten Standpunkt zu gewinnen, den Boden unter den Füßen verlieren und rücklings vom Uferkai hinabstürzen. . . Glücklicherweise liegt unten weicher Sand, so daß wir mit dem bloßen Schreck davon kommen, doch nehmen wir Abstand von einer weiteren Betrachtung des Denkmals, dessen Umgebung zum Überfluß noch durch entsetzlich rohe Gußeisen-Kandelaber verunziert ist, und wandern am Meeresteg weiter nach Marienberg.

Am Wege liegt eine Villa mit silbergrauem Schindeldach — eines der wenigen traulichen Häuschen aus neuerer Zeit.

Der Meerestrand ist dicht mit erratischen Blöcken besät, an denen sich die Kraft der herabtausenden Wellen bricht; ihre weißen, schäumenden Kronen, die in munterem Sturmloch das Ufer gewinnen wollten, erreichen nur auf flachen Gleitwellen unseren sandigen, bläulichen Weg und netzen unsere Fußsohlen; ein Häufchen irisierender Bläschen bleibt auf dem braunen Tang zurück, um bald von der Sonne emporgesogen zu werden.

Der salzigfrische erquickende Duft des Meeres begleitet uns den Berg hinan, wo wir von der Terrasse des Schlosses Marienberg einen weiten Rundblick genießen. Vor uns in breiter Fläche das schillernde Meer mit kleinen weißen Segeltupfen, die eilend über die sonnige Flut gleiten; in der Ferne ruhige

Kriegsschiffe, die nur hin und wieder ein Lebenszeichen von sich geben durch ein Aufblitzen, eine leuchtend weiße Wolke von Pulverdampf und nachfolgendes dumpfes Grollen. Links, gegen die Nachmittagssonne, sehen wir die goldig verklärte Silhouette der Stadt, über der zarte Wölkchen im Licht schwimmen, auf duftigstem Fond, während rechts sich die Halbinsel Wiems erstreckt, und geradeaus Inseln die Bucht einfassen.

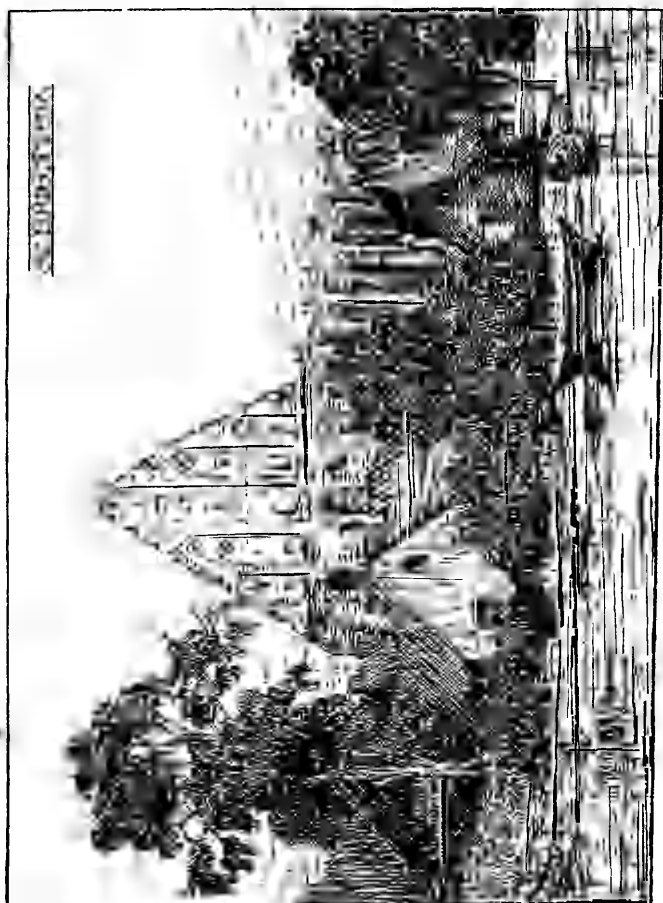
Wir setzen unseren Weg auf hohem Ufer fort und haben hier Gelegenheit, die zackigen Vorsprünge des Glintabhanges auf ihre lineare und farbige Bildwirkung hin zu studieren: das sommerliche Birkengrün und die Wiesen am Fuße des Glintes geben schöne lichte Töne, die mit dem satten Violett der Schattenpartien des alten Gesteins wundervolle Akkorde erzeugen, während im Winter der breite, intensiv-blaue Schlagschatten, den der Abhang auf die glitzernde Fläche wirft, die von der Sonne beleuchteten Teile des verschneiten Bildes in warme gelblich-orange Töne getaucht erscheinen läßt.

Der Höhenzug des Glintes begleitet uns eine Strecke, bis wir, vom Wege nach Kosch links abbiegend, zu Tale steigen und die Brigittenruine, der unser Besuch gilt, vor uns aus dem Grün hervorlugen sehen. Der Brigittenbach ist bald erreicht, und wir können, am Ufer auf den Fährmann wartend, bereits Einzelheiten der mächtigen Giebelfront unterscheiden, die uns jedoch nicht so zu fesseln

vermögen wie das Gesamtbild, dessen Anblick etwas unendlich Beruhigendes und Beglückendes hat. (Abb. 18.) Die kleinen Bauernhäuser mit samtgrünen, bemosten Strohdächern atmen ländliche Beschaulichkeit; im Schatten der Bäume, hart am Flußufer, tummeln sich barfüßige gebräunte Kinder, deren helle Freudenjauchzer seltsam vom altersgrauen Kirchengemäuer zurückgeworfen werden. Die gewaltigen Dimensionen der Ruine werden durch die vorgelagerten Hütten scheinbar noch gesteigert.

Auf dem jenseitigen Ufer angelangt, führt uns ein sandiger Weg zum ziegelgedeckten Torbau, durch den wir den Brigittenfriedhof betreten und nun den einzigen erhaltenen Giebel mit seiner Nischenaufteilung vor uns haben; durch die fünf spitzbogig geschlossenen Blendnischen, von denen die vier seitlichen noch innere Kleeblattbogen aufweisen, wird dem nur von wenigen Lichtöffnungen durchbrochenen Giebelbau die Schwere genommen und sein vertikales Aufstreben kräftig betont; außerdem beleben noch kleine kreisförmige Nischen und solche von quadratischer Form, denen an allen vier Seiten Halbkreise angefügt sind, das Mauerwerk, sowohl in den Hauptnischen, als auch in den Zwickeln.

In der Giebelachse liegt das reich profilierte Hauptportal, das beim Bogenansatz ein Gesims aufweist, dessen Fries noch deutliche Spuren von Ranken und Blattornamenten erkennen läßt. In



VIEW OF GEORGETOWN

Annexing 1

der Höhe des Spitzbogenscheitels sind neben der Laibung zwei kleine Figurennischen angeordnet (s. Abb. 16), und darüber erhebt sich das mittlere der drei hohen Westfenster. Durch das Portal hindurch sehen wir die Ostwand, deren zwei, dem Hauptschiff angehörende Fenster noch heute eine zierliche Maßwerkfüllung, die aus einer großen Fliesplatte ausgemeißelt ist, aufweisen, während die übrigen Fenster nur eine schlichte, oben durch Spitzbogen abgeschlossene Dreiteilung erhalten haben.

Der Grundriß der Klosterkirche, die um 1407 gegründet und nach dreißig Jahren vollendet war, zeigt uns, daß eine dreischiffige Anlage ohne Querhaus vorliegt, die, nach den Gewölbeansätzen zu urteilen, als Hallenkirche ausgebildet war und im übrigen wohl eine ausgesprochene Ähnlichkeit mit dem Mutterkloster zu Wadstena in Schweden gehabt haben muß. Die Einrichtung des Klosters stimmte mit den übrigen von der heiligen Brigitta gestifteten überein, indem auch hier Mönche wie Nonnen Aufnahme fanden, die unter der Leitung einer Äbtissin in ländlicher Einsamkeit ihren Andachtsübungen obliegen sollten; die kleinere Mönchsklausur lag an der Südseite, wo noch jetzt ein Keller, dessen undurchdringliche Finsternis alles künstliche Licht restlos verschluckt, ihren Platz angibt. Die für die weiblichen Klosterinsassen bestimmten Räume dehnten sich, wie einige spärliche Mauerreste beweisen, weit nach Norden aus und umgaben einen geräumigen Klosterhof, der südlich durch die zwei-

geschossigen Kreuzgänge abgegrenzt wurde, die Form und die Ausbildung der einzelnen Nebengebäude läßt sich aber nur mit geringer Sicherheit feststellen.

In der südöstlichen Ecke der Kirche steigt ein kleines Türmchen mit einer schmalen Wendeltreppe auf, die sowohl auf den Bodenraum der Mönchsklausur als in den Dachraum der Kirche selbst führte und vermutlich mit einem Spitzhelm bekrönt gewesen ist. Das Treppchen, soweit es gangbar ist, emporsteigend, gelangen wir auf eine Plattform, von der aus sich das reizvolle, friedliche Mariental prächtig übersehen läßt. Der Brigittenbach schlängelt sich zwischen saftigen Wiesen hindurch, bespült die Ufer der Besitzung Kosch, deren dunkle Kiefern sich im ruhigen Wasser spiegeln, und zieht weiter bis nach Carlshof und an den Likkatschen Wald, der, sich auf steiler Uferböschung erhebend, wundervolle Fernblicke gegen das Meer und die Ruine bietet.

Nachdem wir diese sonnigen Bilder genossen haben, kehren wir über die dunkle gewundene Stiege zurück zum Kirchenraum, um uns seine einstige architektonische Ausbildung im Geiste zu rekonstruieren, was uns bei genauer Beachtung der Anhaltspunkte auch gelingt. Hier sehen wir eine quadratische Pfeilerbasis freigelegt, dort an der Mauer bemerken wir einen Gewölbeansatz, der aus Ziegeln gemauert von einer Kalksteinwandkonsole aufsteigt; auch die Form und Höhe des Schildbogens läßt sich an der Mauer erkennen, und das Profil der Gurten.

Der sich über die Mitte der Kirche spannende Gurtbogen hat eine bedeutend größere Breite als alle übrigen und legt uns den Schluß nahe, daß hier eine absichtliche Trennung der westlichen Laienkirche von der östlichen Chorpartie, die der Klerus innehatte, durchgeführt war; ein Lettner mit einem Laienaltar mag die Trennung vervollständigt haben. Ein eigentlicher Chorbau fehlt der gerade geschlossenen Ostwand, nur die Reste der Gewölbe eines unterkellerten Sakristei-Anbaues haben sich erhalten, der durch eine Rundbogentür, die jetzt bis auf eine kleine Öffnung verschüttet ist, vom Mittelschiff zugänglich war.

Die Raumwirkung der zur Halle vereinigten drei gleich hohen Schiffe muß eine lichtvolle und großartige gewesen sein: sieben Paare quadratischer Pfeiler trugen die 15 m hohen Gewölbe, reichlich konnte das Sonnenlicht durch die gewaltig hohen Fenster der langen Südfront hereinfluten und die klare Disposition der weiträumigen Kirche zu voller Geltung bringen. Während sich der Südwand nur ein niedriger Gang vorlegt, der zur Mönchsklausur führte, und heute durch einen bäuerlichen Schweinezüchter zum Ferkelstall degradiert ist, liegt an der Nordwand ein höherer, zweigeschossiger Gang, was eine Verringerung der Fensterhöhe an dieser Stelle zur Folge hat. Gewölbeansätze an der Chorpartie der Nordwand haben durch W. Neumann eine Erklärung dahin gefunden, daß hier eine gewölbte Nonnenempore bestand, eine Annahme, die durch

den Fund von achteckigen Pfeilertrommeln, eigenartig geformten Kapitälern, Wandkonsolen und Gewölberippen bei einer Ausgrabung im Jahre 1894 ihre Bestätigung gefunden hat. Türen in der Nordwand verbanden die Empore mit dem Kreuzgang, der zur Klausur der Nonnen führte.

Neben der Empore ragen einige Kragsteine aus der Wandfläche, über denen sich eine Türöffnung befindet, die auch in den Kreuzgang führt. Neumann nimmt an, daß hier eine Loge für die Äbtissin angelegt war, von der aus sie dem Volke den Segen spendete und an den Gottesdiensten teilnahm.

Der malerisch anheimelnden Klosteranlage mit ihrer bedeutenden Kirche war nur ein kurzes Bestehen beschieden: bereits im Jahre 1571 zerstörten die Russen, als sie gegen Reval zogen, sämtliche Gebäude bis auf die erhaltenen Reste.





Abbildung 19.

Sehlsusbetraehtungen.

Das Charakterbild Revals, das sich jedem erschließt, der mit offenen Augen die Straßen der Stadt durchwandert oder einen Rundgang im weiten Bogen um die alte Feste macht, verdankt sein Fortbestehen hauptsächlich den mächtigen Turmbauten

seiner Kirchen, die stets ein Wahrzeichen der Stadt bleiben werden, und den natürlichen Bedingungen des Terrains, auf dem sich die Stadt aufbaut; diesen beiden wichtigen Faktoren haben wir es zu danken, daß noch heute, wo die rauhe Hand einer pietätlosen und vom Verkehrsfanatismus beseelten Zeit manches wirkungsvolle Denkmal — so die meisten Stadttore — banausisch zerstört und einem imaginären Götzen aufgeopfert hat, Reval trotz alledem sich ein charaktervolles Gesamtbild erhalten hat, dessen Schönheit von keiner andern Stadt unseres Baltenlandes auch nur annähernd erreicht wird!

Immerhin ist es lebhaft zu bedauern, daß die alten Tore gefallen sind, zumal die Begründung, den Verkehr dadurch zu erleichtern, meist jeder Stichhaltigkeit entbehrt; wem könnte es etwa in den Sinn kommen, zu behaupten, daß sich bei der Großen Strandpforte Stauungen der Fuhrwerke oder gar der Fußgänger ergäben? Mit den Toren der Süsternpforte, der Schmiedepforte, der Karripforte und der Lehmforte würde es auch nicht anders gewesen sein, höchstens bei der letztgenannten wäre eine Erweiterung oder das Durchbrechen seitlicher Tore notwendig geworden und hätte leicht bewerkstelligt werden können. Im übrigen haben selbst Städte, die unter den Großstädten Westeuropas an erster Stelle stehen und ein überaus intensives Verkehrsleben aufweisen, von den stilleren Kleinstädten ganz abgesehen, noch bis heute ihre alten Tore, wenigstens teilweise, bewahrt, ja, es sind sogar neue,

natürlich nicht zu strategischen Zwecken, im 18. und selbst im 19. Jahrhundert aufgeführt worden, die vorzügliche Straßenabschlüsse ergeben; ich brauche nur an die Propyläen in München und das Brandenburger Tor, 1793 erbaut, zu erinnern, ohne welches die Berliner Repräsentationsstraße „Unter den Linden“ gar nicht denkbar ist.

Das Wiederaufbauen alter Tore hat natürlich keinen Sinn, da stets etwas ganz Neues herauskommt, dem ein unangenehmer romantischer Beigeschmack anhaftet; es genügt, wenn wir die noch erhaltenen Baudenkmäler schützen und sie so lange wie möglich vor willkürlicher Vernichtung bewahren.

Nicht nur die meisten Stadttore haben in Reval fallen müssen — auch zahlreiche alte Wohnhäuser haben das gleiche Schicksal geteilt und sind durch Neubauten ersetzt, die leider in den seltensten Fällen sich dem Charakter Revals anpassen und die stimmungsvolle Bildwirkung eines Straßenzuges mitunter rettungslos zerstören.

Schon bei einem Blick vom Dom erkannten wir den ganzen Kontrast, der zwischen einer gediegenen Ziegelfläche und einer mit Ölfarbe gestrichenen Klempner- oder Blechschmiedearbeit besteht. Während erstere nicht nur durch ihre samtige braunrote Farbe im Zusammenwirken mit dem Weiß der Firste und Grate unserem Auge einen wohlthuenden Anblick gewährt, sondern uns auch von dem gemütlichen Leben, das sich im Hause abspielt und vom schlicht-vornehmen Sinn seiner

Erbauer erzählt, macht das Eisenblech, das Zink- oder gar das Pappdach einen ärmlichen und äußerst langweiligen Eindruck. Diese möglichst flach angelegten Dächer zeigen, daß der Besitzer einige Rubel lukrieren wollte, die er für einen höheren Dachstuhl hätte ausgeben müssen; auch die Schornsteine müßten in diesem Falle höher hinausgeführt werden — und das würde doch wieder den Reinertrag des Spekulationsobjektes um einige wertvolle Kopeken verringern. Dem Spekulant ist es gleichgültig, daß künftige Generationen die künstlerische Unkultur unsrer Zeit verspotten werden — wenn er nur sein Geld im Säckel hat! Das in Reval jetzt allgemein herrschende Vorurteil gegen das Ziegeldach hat eine einfache Erklärung in dem Wehklagen der Hausbesitzer, die ein solches Dach, das meistens schon sehr alt ist, ihr eigen nennen; das beste Ziegeldach kann, auch wenn es sich die erdenklichste Mühe gibt, nicht länger als ein paar Jahrhunderte halten, und wenn es ausgedient hat, muß es eben erneuert werden — und das müßte mit vielen alten Dächern unsrer Stadt geschehen.

Nun sträuben sich aber die meisten gegen eine solche Kapitalremonte — und müssen dafür alljährlich größere Summen für Reparaturen ausgeben. Das Ziegeldach steht, was Haltbarkeit betrifft, nächst dem Kupferdach an erster Stelle, so daß es durchaus wünschenswert ist, daß diesem Eindeckungsmaterial in Reval, wo es stets heimisch gewesen ist, wieder die nötige Achtung und Wertschätzung entgegen-

gebracht würde; sämtliche Neubauten staatlichen, kommunalen und privaten Charakters, die zurzeit in den vornehmsten Teilen Münchens, Dresdens und Berlins ausgeführt werden, tragen Ziegeldächer, entweder aus holländischen Dachpfannen oder aus Biberschwänzen (Flachziegel) — diese Tatsache sollte doch auch bei unseren Bauherren wieder das Vertrauen zu diesem so schönen Material erwecken, ohne welches ein weiteres künstlerisches Ausbauen der gesamten Stadtansicht schlechterdings nicht möglich ist. Daß unser Revaler Stadtbild, welches noch vor fünfzig Jahren mit den schönsten und berühmtesten altdeutschen Städten wie: Nürnberg, Rothenburg und den Hansastädten in Wettstreit um den Schönheitspreis treten konnte, in letzter Zeit durch die immer weiter fortschreitende Zerstörung der alten Ziegeldächer und den Ersatz derselben durch flache Metallbedachungen arg geschädigt worden ist, und im Begriff steht, seine Eigenart völlig einzubüßen, ist eine Tatsache, die jeden, der Reval liebt, mit bitterem Schmerz erfüllen muß.

Doch nicht nur die schöne Bedachung ist es, die wir an den neueren Bauten schmerzlich vermessen — auch der gediegene, ideale Geist früherer Zeiten scheint gänzlich geschwunden zu sein! Sprach sich früher in jedem kleinsten Ornament, in jeder Profilierung, jedem Portal, jeder Fensteraufteilung, ja selbst im untergeordneten Maueranker und der Wetterfahne ein überaus inniges Verhältnis zur

Kunst aus, so sehen wir heute zu unsrem Bedauern einen starren Schematismus herrschen; alle Türen, alle Fenster, alle Profile sind nach dem Schema F gearbeitet, und ein erschreckender Mangel an künstlerischer Individualität macht sich bemerkbar. Unter den wenigen Bauten, die eine Ausnahme bilden und als Beispiele, die des Nacheiferns wert sind, dastehen, sind die Häuser der Scheelschen Bank und der Kreditkasse bereits gebührend gewürdigt worden. An der Kreditkasse sehen wir eine wie vorzügliche Wirkung der Ziegelbau (unverputzt) in der Hand eines Künstlers zu erzielen vermag, während es uns beim Betrachten der übrigen Ziegelrohbauten, die sich sowohl in der Stadt wie in den Vorstädten finden, klar zum Bewußtsein kommt, wie man nicht bauen soll, wenn man eine ruhig-vornehme und künstlerische Wirkung erreichen will: der Ziegel in der Hand eines künstlerisch nicht gefestigten Technikers provoziert oft Formspielereien, die im Verein mit spitzigen Türmchen und zerklüfteten Dächern einen höchst unerfreulichen Eindruck machen, zumal bei ihnen das Steife der Reißbrettarbeit und die tote Schablone oder Vorlage deutlich durchschimmert.

Der Kalkstein, der in der Umgebung Revals reichlich gewonnen wird und stets das Hauptbaumaterial unserer Stadt war, ist als Bruchstein zu Fassaden nur schlecht zu verwenden; mit gutem Erfolg dagegen kann man sich seiner bedienen, wenn man ihn zum Werkstein verarbeitet und ihn in

dieser Form zu Sockeln, Portalbildungen, Fensterumrahmungen und Profilierungen anwendet, während man die übrigen Wandflächen in der alten Putztechnik behandelt. Die Ausführung der Fensterumrahmungen oder nur einzelner Schlußsteine und Kämpfer der Bogen in Kalkstein und der dazwischenliegenden Wand in unverputztem rotem Ziegelmauerwerk ist nicht empfehlenswert, da auf diese Weise höchst unerfreuliche und roh wirkende Kontraste hervorgerufen werden. Kommt jetzt noch ein Dach hinzu, das aus Zementplatten besteht und in riesigen Ziffern aus andersfarbigen Platten der staunenden Nachwelt sein Entstehungsjahr kundgibt, so ist der ausgesucht proletarische Eindruck komplett.

Die aus unverputztem Kalkbruchstein hergestellten Fassaden, bei denen meist die Fugen höchst unsauber behandelt werden, machen schon nach kurzem Bestehen einen düstern, unsympathischen Eindruck, da der Staub und Ruß sich allzu leicht an der rauhen Oberfläche des Steines festsetzt. Daß durch teilweises verputzen und ausziehen von Profilen und Pilastern in Stuck der Eindruck nicht gebessert wird, können wir an zahlreichen Beispielen beobachten, zu denen auch der bereits besprochene Revaler Klub gehört.

* * *

Was die Architektur in den äußeren Bezirken der Vorstädte und in den Arbeitervierteln betrifft, so ist sie von einer ausgesuchten Kläglichkeit!

Es ist nur zu erklärlich, daß in diesen öden Machwerken eines geschmacks- und gefühlsrohen Bauunternehmertums, mürrische, unzufriedene und heimatlose Proletarier herangezüchtet werden, denn auch dem Arbeiter ist es durchaus nicht gleichgültig, ob er in einer Höhle oder einer menschenwürdigen Behausung wohnt; eine anheimelnde Umgebung, wie sie England und Deutschland ihren Arbeitern zu schaffen bestrebt sind, übt einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die moralischen und physischen Qualitäten der unteren Volksschichten aus. Es ist daher die Pflicht der Stadt und der Architektenschaft, hier Abhilfe zu schaffen und speziell für Revaler Verhältnisse Bautypen auszuarbeiten, die bei der gleichen Billigkeit mit den jetzt üblichen, sich durch rein architektonische Formgebung, nicht etwa durch „Verzierungen“, von diesen über alle Maßen öden und abschreckenden Bauten unterscheiden. Es versteht sich ganz von selbst, daß jeglicher Luxus vermieden werden muß, das Hauptaugenmerk ist neben der Erfüllung hygienischer Forderungen auf eine andere Gestaltung des Baues zu legen, als sie jetzt allenthalben üblich ist, was durch eine sorgfältige Bearbeitung auch des bescheidensten Grundrisses und Aufbaues neben entsprechender Materialbehandlung wohl zu erreichen ist. Für diese einfachen Gebäude bieten die älteren Bürgerhäuser, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts an vielen Stellen der Vorstädte entstanden sind, vorzüglich verwendbare Motive, die den je-

weiligen Verhältnissen angepaßt, fortentwickelt und zur Lösung neuzeitlicher Aufgaben benutzt werden könnten. Auch für diese Häuserchen möchte ich das Eindecken der Dächer mit Ziegeln empfehlen: der Einwand, daß dieses Material für Arbeiterhäuser und kleinbürgerliche Vorstadtbauten zu kostspielig sei, ist hinfällig, da das flache öde Pappdach schon nach zweijährigem Bestehen von den nordischen Witterungseinflüssen dermaßen angegriffen wird, daß beständige Reparaturen notwendig werden. während ein solides Ziegeldach bei guter Erstaussführung eine vortreffliche Widerstandsfähigkeit besitzt und somit die Sparsamkeit im ersten Fall nur eine illusorische ist. Überhaupt hat die Schönheit eines Bauwerkes mit dem Kostenpunkt rein gar nichts zu tun: es kommt lediglich darauf an, den jeweiligen Zweck, der sich in der äußeren Form kundgibt, am klarsten, vollkommensten und praktischsten zum Ausdruck zu bringen, dabei für Ehrlichkeit der Materialbehandlung und gute Proportionen des Ganzen und seiner Teile zu sorgen. Nur durch eine liebevoll-eingehende Bearbeitung der Aufgabe durch einen künstlerisch befähigten Ausführenden können Bauten geschaffen werden, die Kulturwert besitzen, nicht aber durch kalt-gleichgültige Reißbrettarbeit, bei der ja doch alle aufgepappten Ornamente, Profile, Ziergiebel, Obeliskten, Attiken, und selbst die Rustikaquaderung (gewöhnlich aus übertünchtem Ziegelstein-Bruch hergestellt), ihren Zweck, das Gebäude zu verschönern.

völlig verfehlen und uns nur das Bild einer traurig tiefstehenden Gestaltungskraft vorführen. Es erscheint auch zwecklos Formen, die in der Revaler Architektur nie zur Blüte gelangt sind, wie die der deutschen Renaissance, nachträglich wiederbeleben zu wollen, wo sie schon längst zum „historischen Stil“ gehören, und obendrein in Reval nicht heimisch sind. Die Hauptanregungen bei Neuschöpfungen müssen einerseits, und namentlich in gewissen Bezirken der Altstadt, von der Gotik in ihrer lokalen Färbung und Sonderform, nicht etwa von der englischen Neugotik, ausgehen, und andererseits, in neuerer Umgebung, an die Baukunst der Empirezeit anknüpfen, die eine Menge guter, ja vorzüglicher Beispiele in den Straßen Revals hinterlassen hat. Die Hauptsache ist und bleibt jedoch, daß der nordische Geist in den Bauten klar zum Ausdruck gelangt, sowohl im Innern der Stadt, als in den äußersten Vorstädten; nur dadurch wird es gelingen, das traute, charaktervolle Stadtbild zu bewahren und weiter auszubauen und auf diese Weise nicht nur rein künstlerische, sondern auch volkswirtschaftliche und kulturelle Aufgaben zu lösen. Wenn erst auch der ganze Kranz der Vorstädte einen soliden nordischen Charakter aufweist, wird das Bild Revals unendlich gewinnen, wenn erst die, eine ästhetische Magenverstimmung auslösenden, Pappdächer dem Ziegel Platz gemacht haben werden und unter dem traulichen Dache munter bemalte Häuslein mit zweckmäßig angeordneten und auf-

geteilten Fenstern gemütlich dastehen, wenn erst hier und da an der richtigen Stelle ein Baum gepflanzt ist, es ist nicht gleich eine Anlage mit „Bretzelwegen“ notwendig, dann wird auch ein Streifzug durch die jetzt gemiedenen peripherischen Viertel zum Genuß werden! Bis dahin hat es noch lange Zeit, doch ist es die Pflicht unserer Generation, den Anfang der Arbeit, der ja am schwierigsten ist, zu machen und der jetzt in Blüte stehenden Verirrung auf dem Gebiete der Kleinbaukunst Einhalt zu gebieten, die Überlieferung an der richtigen Stelle wieder aufzunehmen und im Interesse der Neugestaltung eines harmonischen ästhetischen Kulturbildes zu wirken.



Wir haben auf unseren Streifzügen durch Reval gesehen, daß es den schlichten Handwerkern der vorigen Jahrhunderte gelungen ist, innerhalb der im Prinzip festumrissenen Grenzen einer urgesunden Tradition mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln wirklich Vorzügliches zu leisten. Sie schufen den damaligen katholischen Gemeinden zweckentsprechende monumentale Kirchenbauten, schufen dem Rat eine würdige Stätte seiner Amtstätigkeit, den Gilden imposante Versammlungshäuser mit schönen Saalbauten, und dem einzelnen Bürger und seiner Familie das echt bürgerliche Wohnhaus, je nach seinen pekuniären Verhältnissen reicher oder bescheidener. Wenn wir in Reval und seinen Bauten



Abbildung 20.

auch keine Äußerung einer besonders schwungvollen Gestaltungskraft und üppigblühenden Phantasie antreffen, so berührt uns doch die schlichte Ehrlichkeit, in Verbindung mit feinem Künstlersinn durchaus sympathisch; alles ist hier echt und wahr, nirgends begegnen wir auch nur Spuren einer Großmannssucht, die durch äußeren Prunk blenden will und verschiedene Qualitäten vorzutäuschen sucht, die sie nicht besitzt.

Änderungen im Revaler Stadtbilde sollten nur möglichst schonend vorgenommen werden und nur dort stattfinden, wo sie unabweisbares Bedürfnis sind; dabei müßte der Sondercharakter der Stadt stets gewahrt bleiben und in den Neubauten zum Ausdruck gelangen; das Schonen und Erhalten interessanter Straßenbilder ist auch vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt betrachtet von großer Wichtigkeit, da der in sehenswerten Städten sich entwickelnde Fremdenverkehr ein nicht zu unterschätzender Faktor für die Fortentwicklung der betreffenden Städte ist.

* *

So wichtig die Ausbildung der Detailformen und der Ornamentik eines Hauses für die Wirkung eines Straßenbildes sein kann, so belanglos ist sie für die Gestaltung der Gesamtansicht einer Stadt; ein Bau braucht keine ganz hervorragende Schönheit aufzuweisen und kann doch, vorausgesetzt daß er sich dem Charakter des Stadtbildes har-

monisch einfügt, ein wichtiger Bestandteil desselben sein. So ist auch die Schönheit und der hohe malerische Reiz des Revaler Stadtbildes nicht ausschließlich von den Werten der einzelnen Baudenkmäler, als Einzelkunstwerke betrachtet, abhängig, da eine große Zahl der Bauten, die wesentlich zur Steigerung des Gesamteindruckes beitragen, für sich betrachtet, losgelöst aus der Umgebung, nichts weniger als künstlerisch hervorragend ist; viele sind ganz primitive Mauermassen, die früher etwa Verteidigungszwecken gedient haben, und doch können wir sie im Stadtbilde nicht missen. Die Stadt als großes Gesamtkunstwerk, welches von Tausenden erdacht und ausgeführt ist, unterliegt eben ihren eigenen Gesetzen. Treffend führt Schultze-Naumburg aus, daß die Anhäufung der schönsten Bauwerke der Welt noch lange kein schönes Städtebild zu ergeben braucht: „Wenn wir das Straßburger Münster, die Römische Peterskirche, das Berliner Schloß, die Braunschweiger Kaiserpfalz, den Dresdner Zwinger und das Pariser Louvre und das Pantheon alle nebeneinander setzten, so wäre es sehr zweifelhaft, ob durch diese Aneinanderreihung ein schönes Städtebild entstände, obgleich es nicht zweifelhaft wäre, daß man damit eine Sammlung der edelsten Bauwerke besäße. Es muß etwas ähnliches sein, wie etwa eine Oper als Gesamtkunstwerk. Eine Zusammenstellung der schönsten musikalischen Einzelschöpfungen ergibt deswegen wohl noch lange keine Oper.“

Der Rhythmus, der durch ein solches wundervoll harmonisches Bild geht, liegt im Aufbau der Massen, was wir bei der Betrachtung Revals von der Reede aus so trefflich beobachten können. Die gewaltige Steigerung vom Meer und dem Flachlande bis hinauf ins lichte Himmelsblau zur goldenen Spitze des Olaiturmes, ist wahrhaft erhebend: Herz und Auge des Beschauers weiten sich bei diesem unvergleichlichen Anblick.



Literaturquellen für historische Angaben.

F. Amelung, Revaler Altertümer.

G. von Hansen, Die Kirchen und ehemaligen Klöster
Revals.

W. Neumann, Werke mittelalterlicher Holzplastik
und Malerei in Liv- und Estland.

von Nottbeck und Neumann, Geschichte und Kunst-
denkmäler der Stadt Reval.



Buchdruckerei »Gutenberg«, Charlottenburg.